

Württembergische Neujahrsblätter.

Unter Mitwirkung von

Seminarrektor Dr. Beckh, Oberbibliothekar Dr. Heyd,
Oberstudienrat Dr. Klaiber, Professor Dr. Paulus,
Oberstudienrat Dr. Planck, Gymnasialrektor Dr. Pressel,
Ephorus Schmid, Archivrat Dr. Stälin u. A.

herausgegeben
von
Professor Dr. J. Hartmann.

Zweites Blatt. 1885.

Schiller und Schwaben.

Von
Paul Lang.

„Die frühen Eindrücke sind
doch unauslöschlich.“
Schiller.

Stuttgart, 1885.
Verlag von D. Gundert.



Schiller im Jahr 1791.

Nach Graffs Gemälde gestochen von Joh. Gotthard Müller 1794.

Hinweis zur Rechtschreibung

Der Text ist in der Schreibweise der Vorlage
wiedergegeben.

Quellenangabe

Die Vorlage ist oben angegeben.
Die genauen Seitenangaben können Sie im Internet
nachschiagen. Sie sind in der Internetausgabe dieses
Textes in eckigen Klammern angegeben.

[Link zur Internetausgabe](#)

www.wissen-im-netz.info
www.kuehnle-online.de
© Copyright Jürgen Kühnle, 2007
Version 1.0

Er war unser! So hat Goethe am 10. August 1805 im Epilog zu Schillers Glocke dem großen vorangegangenen Freunde nachgerufen. Wir alle, die wir uns durch die nimmer alternden Schöpfungen des Dichters jemals erfreut und erhoben gefühlt haben, eignen uns dieses stolze Wort an; es gilt für Jahrhunderte, es gilt nicht nur so weit die deutsche Zunge klingt, sondern für jeden Ort, wo noch ein Menschenherz für das Edle, Schöne und Wahre schlägt.

Er war unser! Es wäre kleinlich, wenn wir Schwaben das stolze Wort im Sinn einer dünnkelhaften Einbildung darauf gebrauchen wollten, daß der Lieblingsdichter des deutschen Volkes gerade unserem Stamm entwachsen ist, daß er ein gut Teil unserer Stammeseigentümlichkeit in einer reicher bewegtes Leben mitgenommen und weder in den Tagen der Entbehrung und Enttäuschung, noch auch auf der Höhe des Glückes und Glanzes jemals ganz verleugnet, daß er als gereifter Mann die Beziehungen, welche ihn an die alte Heimat knüpften, liebevoll und treu gepflegt hat. Schiller ist uns zu groß, als daß wir ihn einen schwäbischen Dichter nennen wollten. Und doch hat es einen eigenen Reiz, sich im großen Ganzen und in unscheinbaren Einzelheiten zu vergegenwärtigen, was der große Geist seiner kleinen Heimat verdankt, was in seiner Richtung und Bildung schwäbische Eigenart an sich trägt, nicht minder was ihn über die engen Schranken des Schwabenlandes mit innerer Notwendigkeit hinaustrieb, und hinwiederum was ihn später, freilich unter vielfach veränderten Verhältnissen, gemüthlich wieder zur Heimat, von der er ausgegangen war, zurückgezogen hat.

Es sind darum auch die Beziehungen des Dichters zu seiner schwäbischen Heimat öfters zusammengestellt und bearbeitet worden. Zuerst hat Hermann Kurz in seinem gediegenen Roman „Schillers Heimatjahre“ (1843) manches in anmutiger Form beigebracht, was in die nachfolgende trockenere Darstellung zu verweben war. Saupé hat über „Schiller und sein väterliches Haus“ geschrieben (Leipzig 1851). Von kundiger Hand sind 1859 „Schillers Beziehungen zu Eltern und Geschwistern und der Familie Wolzogen“ zusammengestellt worden, welchem Werk wir auch unsere Bilder der Eltern Schillers verdanken. Was diese und andere Vorgänger gesammelt und gefunden haben, ist im Folgenden dankbar benützt.¹ Wenn es gelingen sollte, etwas von der innerlichen Befriedigung, mit welcher der Verfasser den Stoff gesichtet und verarbeitet hat, den freundlichen Lesern dieser Blätter, den Schwaben und Nichtschwaben, den Jugendlichen und den Gereiften, den Kennern und Fachmännern, die hier wohl nur auf Bekanntes stoßen, und weiteren Kreisen mitzuteilen, so ist der Zweck erreicht.

¹ So namentlich, was seit Gustav Schabs schöner Schillerbiographie von 1840 die Landsleute H. Wagner, A. Keller, A. Schloßberger, J. Klaiber, L. Goez, H. Fischer, außerdem Boas, Goedeke, Scherr, Palleske, Vetter, Weltrich u. A. über unsern Gegenstand veröffentlicht haben.

1. Das Elternhaus.

Schillers Heimat ist Schwaben, und das Städtchen Marbach, das sich rühmt sein Geburtsort zu heißen, liegt, wenn auch etwas gegen das Fränkische vorgeschoben, doch recht eigentlich im Herzen des württembergischen Landes. Es ist von fruchtbarem Gelände und sanftansteigenden Rebenhügeln umgeben. An seinen Mauern rauscht der Neckar vorüber, der stattlichste Fluß, den das Schwabenland dem alten Vater Rhein zusendet. Es ist ein uralter Wohnort, an dem schon die Römer festen Fuß gefaßt, von wo aus sie Schifffahrt getrieben haben, und der Ort war in früheren Zeiten befestigt, denn er zieht sich an einer den Flußlauf beherrschenden Anhöhe hinauf. Es ist ein altwürttembergisches Landstädtchen, wenn es auch einmal fast ein halbes Jahrhundert lang (1462-1504) als pfälzisches Lehen den württembergischen Grafen und Herzogen entfremdet war. Heutzutage zählt es etwas über 2200 Einwohner und wird um die Zeit von Schillers Geburt noch weniger volkreich gewesen sein; übrigens gehört die Umgebung zu den am besten angebauten und am dichtesten bevölkerten Landstrichen Schwabens. Das Wappen der Stadt ist ein Turm (Römerturm?), um welchen sich die traubenbelastete Rebe schlingt; ihr Wahrzeichen ein wilder Mann, dessen Bild auf dem Brunnen dem Schillerschen Geburtshaus gegenüber steht. Schiller ist nicht der einzige berühmte Mann, welchen das Städtchen Marbach hervorgebracht hat. In der Oberamtei an der südlichen Stadtmauer ist am 24. Dezbr. 1797 einer der größten deutschen Juristen unseres Jahrhunderts geboren: Karl Georg Wächter, gestorben 1880 als Professor der Rechte in Leipzig. Und da wo hinter dem stattlichen Thorturm von der sich von Bergücken hinabziehenden Hauptstraße eine steilabfallende Nebengasse, die Thorgasse, abzweigt, bezeichnet eine Gedenktafel das Geburtshaus des durch seine Mondstafeln u. A. heute noch geschätzten Astronomen Johann Tobias Mayer (geb. 17. Febr. 1723, + 26. Febr. 1762), der sich in Eßlingen zum Mathematiker bildete, in Nürnberg als Landkartenzeichner thätig war und im letzten Jahrzehnt seines Lebens als Professor der Mathematik in Göttingen lehrte.

Um von dem Geburtshaus des Astronomen zur Wiege des Dichters zu gelangen, gehen wir die Nebengasse weiter hinab, und dort, ungefähr in der Mitte zwischen der Stadtkirche und der weit schöneren gotischen Alexanderkirche, welche außerhalb des Städtchens hart an der Eisenbahnlinie steht, winkt uns das Dach entgegen, unter welchem Johann Christoph Friedrich Schiller am 10. November des Jahrs 1759 das Licht der Welt erblickt hat.

Schillers Geburtshaus ist keine behäbige Patrizierwohnung, wie das Haus am Hirschgraben zu Frankfurt am Main, in welchem damals der 10jährige junge Goethe aus- und einging. Unscheinbar steht es in der Reihe der andern, kaum etwas stattlicheren Häuser an der schmalen, krummen Gasse; doch erscheint es nicht dürftig und ärmlich, sondern in all seiner Einfachheit traulich.

Schillers Mutter, Elisabeth Dorothea geborene Kodweiß, war eine Marbacherin, die Tochter des Georg Friedrich Kodweiß, Wirts zum goldenen Löwen.

„Kodweiß“ schreiben die Marbacher Kirchenbücher, während von der Schiller'schen Familie die Schreibart Kodweis bevorzugt wird. Nach einer alten Familienüberlieferung sollen die Kodweiß als eine Familie von Kottwitz aus dem Norden Deutschlands in Marbach eingewandert sein; doch gab es schon im 13. Jahrhundert in Eßlingen eine Bürgerfamilie Codewicus, d. i. wohl deutsch Kodweis. Was den Familiennamen Schiller betrifft, so hat Gustav Schwab seine auf den ersten Blick recht ansprechende Vermutung, der Stamm hänge mit dem in Schwaben „Schiller“ genannten, zwischen Rot und Gelb in der Farbe spielenden Wein zusammen, selbst zurückgenommen. Sie läßt sich in der That nicht halten. Wer sich an den Gedanken nicht gewöhnen mag, daß dieser Familienname ursprünglich auf einen Naturfehler hinweist und der Schieler, der Schielende bedeutet – in Schwaben spricht man statt schielen „schillen“ –, der mag sich an die sinnige Bemerkung Jakob Grimms halten, daß schon der Name ein glanzverstreuer sei.

Geboren den 14. Dezember 1732, lernte Elisabeth Kodweiß kaum 17jährig im März 1749 einen Feldscherer kennen, der nach Beendigung des österreichischen Erbfolgekrieges in seine Heimat am Neckar zurückgeritten und im goldenen Löwen zu Marbach abgestiegen war. Sie wurde dessen Braut und schon am 22. Juli 1749 seine Ehefrau. Diese Mutter unseres Dichters war eine anmutige Erscheinung, eine weiche, doch nicht gefühlsselige oder schwärmerisch angelegte Natur. Scharfenstein (s. u.) schildert sie folgendermaßen: „Sie war ganz das Porträt ihres Sohnes in Natur und Gesichtsbildung, nur daß das liebe Gesicht ganz weiblich milde war. Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt.“ Und Streicher (s. u.) zeichnet uns ihr Porträt: „Diese edle Frau war groß und schlank gebaut, ihre Haare waren blond, beinahe rötlich, die Augen etwas kränklich. Ihr Gesicht war von Sanftmut und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirn kündigte eine denkende Frau an.“ Sie liebte gute Bücher, besonders die Gedichte von Uz und Gellert, und war des einfachen ergreifenden Wortes nach Frauenart mächtig.

Das Lebensbild des Vaters Johann Kaspar Schiller hat uns Oskar Brosin in einem eigenen, sorgfältig und hübsch geschriebenen Buche gezeichnet (Leipzig 1879). Mag hier vielleicht die Lichtseite im Lebensbilde des Helden etwas zu stark hervortreten, so ist doch Johann Kaspar Schiller ein überaus ansprechender, Achtung einflößender Charakter und sein Lebensgang ein in mehr als einer Beziehung eigentümlicher, merkwürdiger, bis zur Zeit seiner Verheiratung und noch lange darüber hinaus innerlich wie äußerlich viel bewegter. Er war gebürtig aus dem ansehnlichen, zwischen Marbach und der Hohenstaufenstadt Waiblingen gelegenen Dorfe Bittenfeld, dem Stammort der in Preußens Kriegsgeschichte berühmt gewordenen Adelsfamilie Herwarth von Bittenfeld. Seine Vorfahren hatten dort das ehrsame Bäckerhandwerk betrieben, sein Vater, Johannes Schiller, hatte es zum Schultheißen gebracht. Allein dieser Schultheiß starb, als unser Johann Kaspar zehn Jahre alt war, und der Knabe wuchs unter Not und Entbehrungen in einem zahlreichen Geschwisterkreis auf. Er hatte eine gelehrte Laufbahn einschlagen wollen, aber bei den höchst bescheidenen Mitteln seiner verwitweten Mutter konnte er, trotz seinem lebhaften Bildungsdrang, diese Laufbahn nicht weiter verfolgen. Nicht einmal dazu wollte es reichen, daß er die „Schreiberei“ erlernte, vielmehr kam er, nachdem er in seinem zarten Alter durch Feldgeschäfte die Familie hatte ernähren helfen, in die Lehre zu dem Meister Fröschlin nach Denkendorf bei Eßlingen. Dort bestand damals eine der württembergischen Klosterschulen für angehende Geistliche und Meister Fröschlin war Klosterbarbier, d. h. er hatte entsprechenden Falls den Insaßen der Klosterschule wundärztliche Dienste zu leisten. Unserem Johann Kaspar wurde die harte Lehrzeit wenigstens dadurch versüßt, daß er im Umgang mit den Zöglingen des Klosters sein halbvergessenes Latein auffrischen und bei dem Vorstand der Klosterschule, dem Abt Weissensee, „ein und anderes in der Kräuterkunde erlernen“ konnte. Seine Wanderjahre führten ihn zunächst nach Lindau am Bodensee, dann nach Nördlingen. Hier, wo er Gelegenheit hatte, französisch zu lernen, schloß er sich 1745 einem Regimente an, das von Bayern an Holland überlassen war, um in den Niederlanden den vielverwickelten österreichischen Erbfolgekrieg ausfechten zu helfen. So machte er unter verschiedenen Wechselfällen als Soldat, als Feldscherer, als Gehilfe einer Feldapotheke die zweite Hälfte des Erbfolgekrieges in den Niederlanden mit. Treuherzig berichtet er selbst:



Johann Kaspar Schiller. 1793.
Nach dem Gemälde von Ludovike Simanowiz-Reichenbach.

„Mein angeborener Hang zu immerwährender Thätigkeit reizte mich, mir beim Regiment auszubitten, daß ich wie die Wachtmeisters auf Kommando auf Unternehmungen ausreiten durfte. Unter dem Befehl eines Offiziers wurde es mir gestattet, und ich habe manchen Ritt gethan, öfters Beute gemacht, aber auch manchmal eingebüßt.“ Er gewann zwar das persönliche Vertrauen seines Rittmeisters und durfte denselben, nachdem Friede geschlossen war, auf einer für ihn lehrreichen Reise nach dem Haag und nach London begleiten. Doch sah er sich, da sein Regiment aufgelöst wurde, im Frühjahr 1749 genötigt, seinen Abschied zu nehmen und in seine Heimat zurückzukehren.



Elisabeth Dorothea Schiller. 1793.

Nach dem Gemälde von Ludovike Simanowiz-Reichenbach.

Wie er dort, obwohl seine Marbacher Schwester eine anderweitige Verheiratung zwischen ihm und der Tochter eines Berufsgenossen in Neckarrems plante, von den Reizen des Wirtstöchlerleins im goldenen Löwen gefesselt wurde, haben wir bereits gesehen. Übrigens sollte er sich, nachdem er in den Hafen der Ehe eingelaufen war, keineswegs behaglicher Ruhe im friedlichen Wundarztberuf hingeben. Daran waren die sich immer mißlicher gestaltenden Vermögensumstände seines Schwähers schuld. Wohl galt der goldene Löwenwirt für begütert, und Jungfrau Elisabeth Dorothea erhielt zwar kein baar Geld, aber eine nach damaligen kleinbürgerlichen Begriffen immerhin anständige Aussteuer, auch etliche Grundstücke als Mitgift. Zwar hatte sich der 26 jährige Feldscherer (sein Geburtstag ist der 27. Oktober 1723) beim Kriegshandwerk 200 Gulden baar erspart und brachte in der Tasche seines ungarischen Sattels chirurgische Instrumente, Medikamente, Bücher und ein „württembergisch Gesangbüchle“ mit, hinsichtlich der Kleidung war er für einen abgedankten Soldaten wohl ausgestattet, auch wurde er, nachdem er seine Kenntnisse in der Wundarzneikunst durch eine in Ludwigsburg abgelegte Prüfung bewährt hatte, unter die Bürger von Marbach aufgenommen und war entschlossen, seinen Beruf in dem Städtchen und dessen nächster Umgebung auszuüben. Alleind er Löwenwirt hatte sich, da er als Holzmesser bei der herrschaftlichen Flößerei beteiligt war, in Handelsgeschäfte eingelassen, denen er in keiner Hinsicht gewachsen gewesen zu sein scheint. Es kam noch ein Unglück dazu, indem ihm eine Überschwemmung den Rest seiner Habe raubte, und so mußte Georg Friedrich Kodweiß in der Geldverlegenheit die Ersparnisse seines Schwiegersohns zu Abschlagszahlungen verwenden, wogegen sich dieser durch Kauf einen Anteil an dem Kodweiß'schen Hause sicherte. Dieses ursprünglich Kodweiß'sche Haus steht einige Schritte unterhalb des Schiller'schen Geburtshauses hart an dem jetzt abgebrochenen Niklasthor. (Letzteres war niemals, wie manche geschrieben, Eigentum der Eltern Schillers, sondern sie wohnten darin zur Miete bei einem Seckler Ulrich Schölkopf.)

Es ist ein ehrenvolles Zeugnis für den Charakter des Chirurgen Schiller, daß es zwischen ihm und dem alten Kodweiß, welcher bis zu seinem Lebensende in ziemlich

kümmerlichen Verhältnissen blieb, nicht zu einem eigentlichen Zerwürfnis gekommen zu sein scheint; auch Frau Dorothea Elisabeth blieb, wie ausdrücklich bezeugt ist, ihren Eltern eine liebevolle, treu anhängliche Tochter. Allein die mißlichen Umstände entleideten unserem sonst nicht mehr gerade abenteuerlustigen Johann Kaspar den Aufenthalt in dem kleinen Städtchen, er sah sich um eine Stelle als Feldscherer im herzoglich württembergischen Militärverbände um. Er wurde am 7. Januar 1753 Fourier im Regimente Prinz Louis und war in verschiedenen württembergischen Städten in Garnison, seine Frau ließ er in Marbach zurück und konnte sie nur zeitweilig besuchen. Vier Jahre später wurde er in demselben Regiment zum Fähndrich und Adjutanten befördert, was wir als einen wohlverdienten Lohn für treue Pflichterfüllung ansehen dürfen.

Um jene Zeit beteiligte sich das Herzogtum Württemberg an dem 1756 ausgebrochenen siebenjährigen Krieg, und zwar stellte Herzog Karl Eugen, von welchem sich der tapfere Preußenkönig, der ihn erzogen, Großes versprochen hatten, in Folge eines mit Frankreich geschlossenen Vertrages 6000 Mann gegen Preußen ins Feld. Schillers Vater rückte mit diesen Hilfstruppen, welche ohne Begeisterung, ja zum Teil mit offenem Widerwillen ins Feld zogen, zunächst ins Lager bei Linz an der Donau, dann auf den Kriegsschauplatz in Schlesien, und erlebte die für Preußens Gegner furchtbare Niederlage von Leuthen (5. Dezember 1757) und alle die Drangsale, welche sie in ihrem Gefolge hatte, mit. Hierbei bewährte sich Schiller nicht nur aufs neue als einen entschlossenen und geschickten Feldarzt, sondern übte auch eine Art von seelsorgerlicher Thätigkeit aus, indem er die Vorlesung von Gebeten übernahm und das Absingen schicklicher Lieder bei Feldandachten leitete, welche der Vorgesetzte des Regiments veranstaltete, um die gesund gebliebenen Mannschaften „in einiger Religionsverfassung zu erhalten.“

Etliche Monate vor der Schlacht bei Leuthen am 4. September 1757 wurde dem Fähndrich Schiller sein erstes Kind, Elisabeth Christophine Friederike, geboren. Aber erst, als er im nächsten Frühjahr mit seinem zusammengeschmolzenen Regiment in die Heimat zurückkehrte, durfte er sich des Anblicks dieser Erstgeborenen freuen. Das nächste Jahr verlebte er abwechselnd im Urlaub, in verschiedenen, Marbach benachbarten Garnisonsstädtchen, vom Herbst 1759 an wieder im Feld, indem er unter dem General Romannschen Regiment bei Fulda im Kurhessischen stand. Er scheint abermals fern von den Seinigen gewillt zu haben, als sein erstgeborener Sohn das Licht der Welt erblickte. Es würde sehr gut zu seinem Charakterbild passen, daß er nach sonst glaubwürdiger Angabe bei der Taufe dieses Erstgeborenen, welche am 11. November 1759 stattfand und bei welcher es „so feierlich herging, wie bei einer Hochzeit“, in Urlaub zugegen gewesen wäre. Aber sicher ist diese Angabe nicht.

Das Marbacher Taufbuch nennt als Taufpaten folgende Personen: „Herr Christoph Friedrich von der Gabelenz, Seiner Herzogl. Durchlaucht zu Württemberg wirklicher Kammerherr, Obrist und Kommandant des Löblichen Generalmajor Romannschen Infanterie-Regiments, auch Chevalier de l'ordre Militaire de St. Charles“ (ein von Herzog Karl Eugen gestifteter Orden). Schwerlich war dieser Befehlshaber des Regiments, unter welchem der Vater Schillers stand, bei der Taufe anwesend. Ferner: „Johann Friedrich Schiller philos. Studiosus.“ Dieser damals bejahrte Studiosus – er ist am 15. Juli 1731 geboren, – war ein Vetter des Vaters Schiller und scheint ein ziemlich unruhiger Kopf gewesen zu sein. Er betrieb geheime diplomatische Geschäfte für hochstehende Personen, war auch als Übersetzer thätig, besaß um 1784 eine Buchdruckerei in Mainz und starb daselbst im Jahr 1815. Er wurde später der Familie Schiller entfremdet. Ferner: „Ferdinand Paul Hartmann, Bürgermeister und Amtspfleger“, sowie „N. N. Hübler, Bürgermeister zu Vaihingen (an der Enz)“, ferner: „Beate Dorothea Wöllffing, gewesenen Vogts und Kellers allhier ehlich ledige Tochter“; ferner: „Bernhardina Friederika Bilfingerin, Pflegers zu Vaihingen an der Enz ehlich ledige Tochter“ und „Maria Sophia Ehrenmännin, verwitbte Collaboratorin von hier“. Diese Frau, + 13. Juni 1771 zu Marbach, beinahe 90 jährig, scheint eine besonders treue Freundin der Schiller'schen Familie gewesen zu sein. Ferner: „Regine Elisabeth Wernerin, Bürgermeisters zu genanntem Vaihingen ehlich ledige Tochter“ und endlich „Elisabeth Margarete

Sommerin, ledig von Stuttgart“. Hiemit stimmen die Aufzeichnungen, die Vater Schiller in dem von ihm selbst verfaßten Lebenslauf gibt, außerdem macht er den Beisatz: Nachher hat sich dazu (zur Gevatterschaft) angegeben Herr Obrist von Rieger. In wie weit Friedrich Schiller diesem bekannten Günstling des Herzogs Karl Eugen (1723-1782) persönlich nahegetreten, ist nicht ganz klar. Sein wechselvoller Lebenslauf erregte seine Teilnahme, er hat denselben, allerdings nicht geschichtlich treu, unter dem Titel „Spiel des Schicksals“ kurz beschrieben.

Das Familienleben, wie es sich damals nach zehnjähriger Ehe im Schiller-Kodweiß'schen Hause gestaltet haben mag, hat Berthold Auerbach in seiner Kalendergeschichte „Friedrich der Große von Schwaben“ (1859, auch abgedruckt in der Sammlung „Zur guten Stunde“ Bd. 1) sehr anmutig und dem Geist der Zeit entsprechend geschildert, wenn er auch die geschichtlich feststehenden und wohlbeglaubigten Thatsachen im einzelnen da und dort mit fast zu großer dichterischer Freiheit zurechtgerückt hat. – Erst im Mai 1760 durfte der Vater den Erstgeborenen in seinen Armen wiegen, für den er in frommem Sinn erfleht hatte, Gott möge ihm an Geistesgaben das zulegen, was er selbst aus Mangel an Unterricht nicht habe erreichen können.

Noch einmal fing für den Lieutenant und späteren Hauptmann Schiller ein unstätes kriegerisches Wanderleben an, bis er mit dem Ende des siebenjährigen Krieges, 24. Dezember 1763, als Werbeoffizier in die Reichsstadt Gmünd und dann auf seine Bitte in das nahegelegene württembergische Grenzdorf Lorch im Remsthal versetzt wurde. Hieher, nach Gmünd und Lorch, vielleicht auch schon vorher zu einem jedenfalls kurzen Aufenthalt nach Ludwigsburg, konnte er endlich Weib und Kind zu sich nehmen. Und nun, da ihm dies vergönnt war, erfüllte der Offizier Schiller seine Hausvaterpflichten mit rührender Sorgfalt. Der Beruf eines Werbeoffiziers bot für ihn, so pflichttreu er demselben nachkam, weder eine innerliche Befriedigung, noch eine glänzende äußere Stellung. Jahrelang wurde ihm sein Gehalt nicht ausbezahlt, er mußte auch noch zwei arme Unteroffiziere, die er bei sich hatte, aus eigenen Mitteln verköstigen. Um so schöner und achtungswerter ist das Bild des Schiller'schen Familienlebens, wie wir es uns aus der damaligen Zeit vergegenwärtigen dürfen. Christophine verlebte in Lorch ihr sechstes bis neuntes, Friedrich sein viertes bis siebentes Lebensjahr. Es mag immerhin Zeit gewesen sein, daß sich für den Erstgeborenen zu der etwas weichen, jedoch nicht verzärtelnden Erziehungsweise der Mutter die strenge Zucht des Vaters gesellte. Und der Vater that seine Pflicht. Er hielt sein Lebenlang viel auf frische Luft als bestes Arzneimittel, und so nahm er seine Kinder fleißig auf Spaziergänge und Berufsgänge mit, bei denen er Gelegenheit hatte, ihnen Gottes schöne freie Natur zu zeigen. Die Umgebung von Lorch ist sehr anmutig, sie ist gegenüber der Marbacher Gegend reich an lauschigen Tannenwäldern und, verglichen mit der Gegend von Gmünd und ihren weicheren Formen, kräftig schön. Mitten durch den Ort rauscht das klare Wasser der Rems, auf einem ins Thal vorspringenden Hügel steht das uralte, zum Teil wohlerhaltene Kloster mit den Erbbegräbnissen einiger Angehörigen des staufischen Kaiserstammes. Der prächtige Berg Hohenstaufen, der die Kaiserstammburg getragen, ist nur etwa zwei Stunden entfernt. So haften viele geschichtliche Erinnerungen an diesem Ort, für welche der Hauptmann Schiller bei seinem offenen Auge für alles Wissenswürdige gewiß auch seinen Kindern den Blick geschärft hat.

Im Innern des Hauses aber – die Familie wohnte zu Lorch im Gasthof zur Sonne – leuchtete der Werbeoffizier den Seinigen durch einen aufrichtigen Christensinn und Christenwandel voran. Der Geist strenger Pflichterfüllung, von welchem sich der Mann bei seinem Thun und Lassen, in seinem Denken, Reden und Handeln leiten ließ, hat etwas an sich, was an den großen Pflichtenlehrer des Jahrhunderts, an Immanuel Kant, erinnert. Wie viel Selbstverleugnung und Selbstzucht hat der Wackere an sich geübt! Wie mannhaft hat er sein Geschick, wodurch ihm in den entscheidenden Jahren der Jugend Gelegenheit

zu höherer und reicherer Ausbildung des Geistes versagt blieb, ertragen! Wie sorgfältig hat er in vorgerückten Jahren, anstatt die Lückenhaftigkeit seines Wissens mit der Ungunst der Verhältnisse zu beschönigen, diese Lücken nach Kräften ausgefüllt, so daß er in seinen besten Jahren mit einer nicht gewöhnlichen, jedenfalls Achtung einflößenden Bildung ausgestattet erscheint! Ohne Anleitung durch einen Lehrer und Meister hat er sich in der Landwirtschaft und namentlich in der Baumzucht Kenntnisse erworben, daß er später in dieser Richtung als Schriftsteller auftreten und sich als Fachmann mit Ehren sehen lassen konnte. Von Natur scheint er heftig und aufbrausend, bei länger andauernder Trübsal manchmal ungeduldig gewesen zu sein. Aber wenigstens in seinen Briefen zeigt sich, auch wenn ihm vor Erregung die Feder zittert, ein wahrhaft philosophisches Maßhalten. Es ist möglich, daß seine rauhe Natur und die weiche Gemütsanlage seiner Ehefrau sich nicht immer zu schönem Einklang verbanden. Namentlich liegen Anzeichen vor, daß die Ehegatten in der Erziehung des einzigen Sohns sich nicht ganz so, wie es hätte geschehen sollen, in die Hände arbeiteten, daß manche Frage, die mit gegenseitigem rückhaltlosen Vertrauen hätte zur Sprache kommen sollen, unerörtert blieb, daß die Mutter Schillers hie und da etwas vor dem Hausvater vertuschte, während der Vater unter den ihn bedrückenden Sorgen zu ausschließlich seine Stütze in der heranwachsenden ältesten Tochter suchte und fand. Aber alles in allem können wir das Erbeil bürgerlicher Ehrenhaftigkeit und mannhafter Selbstzucht, welches der Dichter aus seinem Elternhaus mitbekam und nie ganz verlor, nicht hoch genug anschlagen.

Dabei erscheint die strenge Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit des Hauptmanns Schiller durch eine kindliche Gottesfurcht und eine manchmal fast gefühlselig angehauchte Gottergebenheit gemildert. Unter seinen Papieren findet sich ein religiöses Gedicht mit der eigenhändigen Bemerkung von Schillers Mutter: „Dies Gebet hat Papa selbst gemacht und alle Morgen gebetet.“ Da das Gebet nicht nur im allgemeinen den Mann kennzeichnet, sondern auch wohl geeignet erscheint, zu einer Vergleichung zwischen der poetischen Gabe des Vaters und dem überwältigenden dichterischen Genius des Sohnes zu dienen, so mag einiges daraus hier eine Stelle finden.

Treuer Wächter Israels, Dir sei Preis und Dank und Ehre,
Laut anbetend lob ich Dich, daß es Erd und Himmel höre.
Engel, Menschen, Tiere, Pflanzen, alle loben Gott den Herrn;
Heilig, heilig, heilig ist Er! Dies erschalle nah und fern...
Wolltest du, gerechter Gott, mir oft nach Verdiensten lohnen
Und nicht täglich mit Geduld meiner armen Schwachheit schonen,
O, wie hätten Zorn und Flammen Deines Eifers mich bedeckt
Und in Moder, Staub und Asche schon vorlängst dahingestreckt!
Dieses Deiner Langmut Ziel laß mich heut zur Buße leiten,
Heute noch, denn ungewiß sind der Zukunft Stund und Zeiten.
Überzählte Augenblicke sind vielleicht schon nicht mehr mein,
Darum laß mich mit der Buße keinen Pulsschlag säumig sein!
Aber laß mich nicht alleine nur auf ein Bekenntnis treiben,
Oder nach der Heuchler Art bei der Reue stehen bleiben,
Nein, es müssen Geist und Leben der Gewohnheit sich entzieh'n
Und in einem neuen Wandel Früchte der Bekehrung blüh'n...
Führe mich auf ebener Bahn, leite mich auf Deinen Wegen,
Gib mir auch im Leiblichen Nahrung, Kleider, Schutz und Segen!
Alles was ich bin und habe, übergeb ich deiner Hut,
Mach' es gut mit meinem Leben, mach's mit meinem Ende gut!

Auch Gebete in Prosa haben wir von dem gottesfürchtigen Hauptmann. Christus wird darin hauptsächlich als erhabenes Vorbild der Demut, Geduld und Heiligkeit, doch auch als Mittler und Erlöser erwähnt. Diese Übungen der Frömmigkeit, in denen wir vielleicht geistvolle Vertiefung vermissen mögen, aber die innere Wahrhaftigkeit und Lauterkeit unbedingt anerkennen müssen, verfehlten ihres Eindrucks auf die Kinder nicht. Friedrich, erzählt Christophine, sei zu diesen Andachten von seinen liebsten Spielen herbeigeilt; die frommen blauen Augen zum Himmel gerichtet, den Ausdruck der Andacht auf den reinen Zügen, die Hände mit Inbrust

gefaltet habe er engelgleiches Aussehen dabei gehabt. Wir werden zusammenfassend sagen können: dieser religiöse Sinn des Elternhauses hat wenigstens die Grundmerkmale schwäbischer Frömmigkeit, wie sie Michael Hahn mit dem Schlagwort: enges Gewissen, weites Herz, gekennzeichnet hat. Von der dem vorigen Jahrhundert teils wirklich anhängenden, teils angedichteten „starren Orthodoxie“, von seiner „flachen Aufklärung“, wie von einem künstlich gesteigerten Pietismus ist er gleich weit entfernt.

Die Art und Weise, in der sich der tapfere Hauptmann über die Abenteuer seines kriegerisch bewegten Lebens ausspricht, erinnert an den wackern Ritter in Uhlands Schwäbischer Kunde: „Verwundungen, entweder vom Feind oder im Zweikampf, wenn sie keinen Nachteil im Gebrauch der Glieder verursachen, sind nicht zu achten, viel weniger sich damit groß zu machen. Wer austeilt, muß auch wieder einnehmen.“

Einen tieferen Eindruck auf den Knaben Schiller machte in Lorch auch der Ortsgeistliche, Philipp Ulrich Moser, bei welchem er, neben der „nach Verhältnis des Orts wohleingerichteten Schule“ den ersten Lateinunterricht erhielt, und dessen Sohn Schillers erster Jugendfreund wurde. Diesem Eindruck verdanken wir die Gestalt des Pastor Moser im Schlußakt der Räuber, wo sein seelsorgerliches Gespräch mit dem Bösewicht Franz zu den ergreifendsten und großartigsten Bestandteilen des Trauerspiels gehört.

In Lorch wuchs damals auch Karl Philipp Conz auf, welcher später ein etwas schwerfälliger Professor der Philologie in Tübingen wurde. Geboren am 28. Oktober 1762, war er fast drei Jahre jünger als Schiller. Und schon diese Ungleichheit des Alters läßt vermuten, daß die Bekanntschaft zwischen Conz und Schiller keine tiefer eingreifende war. Conz zeigt übrigens eine gewisse Geistesverwandtschaft mit Schiller, wenn er sich auch freilich unter ganz andern Verhältnissen in den engen Schranken der Heimat entwickelte. Die gegenseitigen Beziehungen der beiden blieben in der Folgezeit freundliche.

Noch sind uns aus der Lorcher Zeit, d. h. aus demjenigen Lebensalter Schillers, in welchem die kindliche Seele die Eindrücke der Außenwelt mehr traumhaft aufnimmt als eigentlich merkbar, einige wohlbeglaubigte kleinere Züge abzuhalten, welche teils eine Neigung des Knaben zum Predigerberuf zeigen, teils eine rührende, wahrhaft großherzige Freigebigkeit verraten. „Man mußte ihm,“ wird berichtet, „statt des Talars eine schwarze Schürze und statt der Überschläge weiße Lappen anthun; er bestieg einen Stuhl und fing an zu predigen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugehen war, mußte ihm zuhören und wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich so bald nicht wieder sehen. Seine Vorträge hatten einen richtigen Sinn, eine gewisse Einteilung, waren mit Bibelsprüchen wohlversehen: kurz eine treue Nachahmung der Wirklichkeit.“

Wir wollen mit Anführung dieses kleinen Zugs, der sich bei manchem andern mehr oder weniger bedeutenden Mann in seiner Kindheit ganz ähnlich zeigen mag, natürlich nicht andeuten, Schiller sei eigentlich zum Kanzelredner berufen gewesen, auch nicht Betrachtungen anstellen wie diese: er habe später eine Kanzel höherer Ordnung bestiegen, und von den Brettern, welche die Welt bedeuten, der Menschheit ewige Wahrheiten gepredigt etc. Aber das ist doch bedeutsam, wie schon hier die rednerische Richtung der Schiller'schen Geistesanlage hervortritt. Sonst pflegt ja der Schwabe über's Kindesalter hinaus hinsichtlich des freien Wortes blöde zu sein. Weiter wird erzählt: Fritz wie die um zwei Jahre ältere Schwester Christophine hatten einen starken Hang zum Verschenken. Einmal bemerkte der Vater, daß die Schuhe an den Füßen seines Sohnes nicht mit silbernen Schnallen, wie man sie damals trug, sondern nur mit „Bändeln“ festgemacht waren. Er stellte ihn darüber zur Rede und Fritz erwiderte: „Ich hab die Schnallen einem armen Buben gegeben, er trägt sie nur am Sonntag, ich habe ja für die Sonntage noch ein paar andere.“ Auch seine Schulbücher soll er verschenkt haben und an schönen Tagen, obwohl er sonst eifrig im

Lernen gewesen sei, manchmal hinter die Lorcher Dorfschule gegangen sein. Wir ahnen in diesem kleinen Zug den künftigen Jüngling Schiller, der namentlich im Kreise leichtlebiger Genossen mit irdischem Geld und Gut manchmal etwas gar zu sorglos umgehen konnte, aber auch den gereiften Mann, der namentlich im Kreise seiner Verwandten das Schriftwort: „Geben ist seliger, denn Nehmen“ so edelmütig bethätigt hat.

Noch mögen, ehe wir vom Kindesalter Schillers Abschied nehmen, aus den politischen und kulturgeschichtlichen Zuständen des damaligen Schwabenlandes einige Züge in den allgemeinsten Umrissen herausgehoben werden.

Wenn wir von der oft genug geschilderten, allerdings in weiteren Kreisen herrschenden Leichtfertigkeit und Sittenverderbnis absehen und zunächst diejenigen Volksschichten berücksichtigen, aus denen Schiller hervorstach, so zeigen die gesellschaftlichen Zustände Schwabens ein im großen und ganzen nicht unerfreuliches Bild. Außerlich in Tracht und Lebensgewohnheit, in dem, was man den „Anstand“ nannte, waren die gesellschaftlichen Standesunterschiede wohl schärfer ausgeprägt, als gegenwärtig, innerlich aber waren sich die Angehörigen der verschiedenen Bildungsstufen weniger entfremdet. Die Gewerbe begannen kräftig aufzublühen, die größeren Fabriken, die in den Städten angelegt wurden, verdankten allerdings ihre Entstehung weniger dem bürgerlichen Unternehmungsgeist, als der Liebhaberei höherer, ja höchster Kreise. Der Bauer hatte unter der übermäßig begünstigten Jagdlust des Fürsten und seines großen Gefolges in mehr als einer Beziehung viel zu leiden. Aber der Fürst selber adelte gewissermaßen die landwirtschaftliche Beschäftigung in den Einrichtungen seines Landsitzes Hohenheim. Die verhältnismäßig vielen Fremden, die sich im Lande aufhielten, bis herab zu den italienischen und französischen Glücksrittern, die sich an dem kleinen Hofe gefielen und versuchten, brachten eine gewisse Beweglichkeit in den geselligen Verkehr, der sich sonst allerdings in gravitätischen oder steifen Formen bewegte. Der Beamtenstand hatte eine große Gewalt, namentlich steht mancher württembergische Oberamtmann wie ein kleiner Selbstherrscher in seinem Kreise da; doch ist diese Beamtengewalt durch das manchmal stark hervortretende persönliche Eingreifen des Regenten in Schranken gehalten. Im Verkehr der niederen Stände mit den höhern findet sich neben ängstlicher und weitläufiger Förmlichkeit doch immer wieder eine oft überraschende, treuherzige Freimütigkeit; umgekehrt findet sich bei den Vornehmern neben steifer Zurückhaltung doch auch ein Verständnis für die Anschauungsweise des kleinen Mannes, ein herzliches Eingehen auf seine Bedürfnisse und seine Sorgen. Man würde sich sehr täuschen, wenn man meinte, die sogenannte gute Gesellschaft habe im Bewußtsein der damaligen Zeit erst beim Adeligen oder beim reichen Bürger angefangen. Das Zeitungswesen war unentwickelt. Am volkstümlichsten war ohne alle Frage Schubarts Chronik; weniger scheinen die Stuttgarter Anzeigen – als das zweitälteste Blatt seiner Art in Deutschland 1723 gegründet, 1756 zur „Hofzeitung“ erhoben – ins Volk eingedrungen zu sein. Der Reiseverkehr war schwerfällig; doch nahm man auch mit weitem Reisen nicht allzuschwer, und im Aufspüren von Briefbeförderungs-Gelegenheiten war man findig.

Gerade das Schiller'sche Elternhaus ist ein Beweis dafür, wie sich eine nicht den bevorzugten Ständen angehörige Familie vermöge innerer Kernhaftigkeit damals stetig heraufarbeiten konnte. In dem Briefwechsel der Familie wird mehr als einmal die treuherzige Verwunderung darüber laut, daß man so sehr von allen Seiten geehrt und geschätzt sei. In der Reihe der Taufpaten der Kinder erscheinen nach einander Bürgermeister, Geistliche, Offiziere.

„Mutter Schillerin“ spricht in ihren Briefen wohl zuweilen das Gefühl aus, daß den adeligen Kreisen, in welche ihr Herr Sohn mit der Zeit eingeführt wurde und später hinein heiratete, ihre eigene Häuslichkeit zu beschränkt und einfach vorkommen werde. Aber der adeligen Schwiegertochter schickt sie einmal einige Gebrauchsgegenstände des Haushalts mit der köstlichen Bemerkung, die Frau Tochter werde sich wohl auch freuen, wenn sie ein Päckle aufmachen dürfe. Rechtschreibung und Satzbau ist in den Briefen der Mutter Schillerin allerdings manchmal seltsam, aber gerade hier zeigt sich, daß Gemütsbildung mehr ist als Geistesbildung und Schule. – Der Vater Schiller ist in den Briefen an hochgestellte Personen, z. B. an Dalberg, an seinen Herzog, wohl etwas überschwinglich unterthänig; aber

diese Briefe sind doch innerlich wahr und warm, und sein Auftreten ist auch in schwierigen Fällen sicherer als das des Geigers Miller in „Kabale und Liebe.“ – In der brieflichen Anrede der Eltern an den „Herrn Sohn“ herrscht durchgängig statt des naturgemäßen Du das steife Er, doch würde uns das nur befremden, wenn wir über der Form dieser Briefe den Inhalt außer acht lassen könnten. Hübsch und anmutend ist es, daß die älteste Tochter Christophine im Familienkreise „Fene“ – so unterzeichnet sie in ihren Briefen – oder ganz gut schwäbisch „Fenele“ genannt wird.

Wir dürfen überzeugt sein, daß Vater Schiller bei seinem lebhaften Bildungsdrang für die Ausbildung seines Sohnes das Möglichste gethan hätte, auch wenn ihm nicht die günstige Gelegenheit der Karlsschule angeboten worden wäre. Inwieweit die heranwachsenden Töchter auszubilden, und wie sie am zweckmäßigsten mit Heiraten zu versorgen seien, darüber haben allerdings zwischen „Vater Schiller“ und „Mutter Schillerin“ Meinungsverschiedenheiten obgewaltet, die sich trotz allen Erörterungen fast bis zum Tode des Vaters (1796) nicht ganz abgeklärt haben. In den früheren Briefen klagt der Vater manchmal wehmütig, daß er für die geistige Ausbildung seiner Töchter nicht mehr thun könne. Später spricht er sich zuweilen etwas rauh darin aus, man dürfe den Mädchen nicht eine über ihren Stand gehende Bildung geben.

In Kunst und Wissenschaft ist das damalige Schwaben, mit andern Gegenden Deutschlands verglichen, etwas zurückgeblieben. In den theatralischen Vorstellungen, an denen es nicht fehlte, wurde der Geist, soweit er vorhanden war, durch äußerliches Gepränge erdrückt. Von bösen Zungen wurde Schwaben als das „Sibirien des Geschmacks“ verschrieen. In Sachen der schönen Literatur gab der Norden Deutschlands, Klopstocks begeisterter Schwung und Lessings scharf eindringender Verstand, den Ton an. Unter den schwäbischen Dichtern vermögen wir außer dem noch ganz im Werden begriffenen Wieland eigentlich nur einen bedeutenden zu nennen: Schubart. Soweit die Dichtung von oben herab begünstigt wurde, krankte sie an fader Schmeichelei. Die Geschichtschreibung ging gründlich auf die Quellen zurück, namentlich in der vaterländischen Geschichte, so daß Sattlers bändereiches Werk (1757 ff.) für württembergische Geschichtsforschung noch heute eine unentbehrliche Fundgrube ist; aber sie war trocken und nicht von tiefer eindringenden Gesichtspunkten geleitet. Für die Kenntnisse in der Erdkunde scheint „der BÜSCHING“ ind er Schiller'schen Familie ein beliebtes Handbuch gewesen zu sein.

An Empfänglichkeit für gute Schriften fehlte es in Schwaben nicht. Gleich Schillers Jugendwerke wurden mit Enthusiasmus aufgenommen, seine Schriften wurden im Kreis seiner Familie nicht nur mit Begeisterung, sondern mit Verständnis gelesen. Beim ersten Erscheinen des Don Karlos bezeichnete Johann Kaspar Schiller dieses Drama als das beste unter den bisherigen Werken seines Sohnes; einen allzudeutlichen Ausdruck („viehische Erziehung“) wollte er gemildert wissen. Auch das einzige Gedicht, das sich von Vater Schiller erhalten hat (das bereits erwähnte „Morgenopfer“) ist nicht ohne eine gewisse Fertigkeit abgefaßt. Wenn der alte Schiller „wenden“ auf „Sünden“ reimt, so hat sich bekanntlich der Sohn in seinen Jugendgedichten ähnliche schwäbische Reime erlaubt.

Auch der Mutter sind uns ein paar einfache Verse überliefert, mit denen sie zu Neujahr 1757 ihren Gatten erfreut haben soll. Sie treffen den Ton der Zeit so gut, daß ich kein Bedenken trage, sie hierher zu setzen, wenn ich auch ihre Echtheit nicht so ohne weiteres für ausgemacht halte, wie Gustav Schwab (Schillers Leben S. 11). Sie lauten:

„O hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden
Und Rosen nebenbei! Dann hätt' ich Dir gewunden
Im Blütenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch als der am Hochzeittage war.

Ich zürne, traun, daß itzt der kalte Nord regieret
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch eines frieret nicht, es ist mein liebend Herz,

Dein ist es, teilt mit Dir die Freuden und den
Schmerz.“

In politischer Hinsicht nahm das Land Württemberg eine mißliche Stellung ein. Das Deutsche Reich war in der Auflösung begriffen. Der nationale Gedanke schlummerte. Die vertrautesten Ratgeber des Herzogs waren vollständig von Österreich abhängig. Der Herzog selbst schloß betreffs Stellung von Truppen Verträge mit Frankreich. Die Augen des Volkes waren auf das kräftig emporstrebende Preußen und auf seinen König Friedrich II. gerichtet, weil man in ihm den Vorkämpfer des Protestantismus sah. Welche politische Gesinnung man in Schillers Elternhaus hatte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Der Vater fühlt sich eben als guter Württemberger und tapferer Offizier. Einiges Licht gibt eine Stelle aus seinem Lebenslauf: „Das herzogliche württembergische Corps, 6000 Mann stark, marschierte aus dem Lager bei Pflugfelden über Plochingen, Geislingen, Westerstetten bis Günzburg und von da zu Wasser nach Linz in Oberösterreich. Sowohl bei Geislingen als in dem Lager bei Linz revoltierten viele von dem General von Spitznas'schen und Prinz Louis'schen Regiment aus einer von Übelgesinnten ausgestreuten Furcht vor einem Religionskriege.“ Daß die Meuterei thatsächlich schon in Stuttgart ausgebrochen war und daß vor den Thoren Geislingens achtzehn Revoltierende kriegsrechtlich erschossen wurden, verschweigt er. Das alte Erbübel der Deutschen, die Vorliebe für das Ausländische, die Bewunderung dessen, „was weit her ist“, tritt auch in Schwaben hervor. Bei Mutter Schillerin zeigt sich vereinzelt eine Voreingenommenheit für französische Feinheit. Und auch ein Stammbuchblatt des Vaters, das er am 26. November 1766 dem Pfarrvikar Ziegler in Lorch ausstellte, ist in französischen Reimen geschrieben. Die Art und Weise, wie er sich in einem Briefe vom 25. Februar 1793 über das seinem Sohn vom französischen National-Konvent angebotene französische Bürgerrecht ausspricht und wie er dieses Bürgerrecht zu einem Schutzbrief für sich und die Seinigen in den damals drohenden kriegerischen Zeitläuften zu verwerten gedenkt, ist für einen württembergischen Offizier fast etwas zu treuherzig.

In religiöser Beziehung hatte das Volk trotz der in weiten Kreisen eingerissenen Sittenverderbnis und Freigeisterei immer noch einen guten Kern.

Unter den Gottesgelehrten ragen vor allem der biblisch tiefgegründete Johann Albrecht Bengel (1687-1752) und der auf Erforschung verborgener Weisheit in göttlichen Dingen gerichtete Christoph Friedrich Oetinger (1702-1782) hervor. Der milde, dem praktischen Christentum zugewandte Geist des geistvollen Valentin Andreä wirkte noch nach. Als erbauliche Bibelausleger sind die beiden Rieger mit Auszeichnung zu nennen. Der herrnhutsche Pietismus hatte Anhang im Lande, doch erscheint er seit dem Aufenthalt des Grafen Zinzendorf in Tübingen gemildert und erweitert. Von der Regierung wurde der Pietismus mit seinen erbaulichen Versammlungen, den „Stunden“, klug und edelmütig behandelt. Eine eigene Erscheinung für sich ist der schwäbische Bauer und Theosoph Johann Michael Hahn (1758-1819), dem die Gemahlin des Herzogs, die Reichsgräfin Franziska von Hohenheim, huldvoll geneigt war. Die Landstände wachten eifrig über der reinen Lehre im Herzogtum, zumal der damalige Regent, Herzog Karl Eugen, der übrigens gelegentlich einer Romreise auch dem Papst gegenüber seine Stellung zu wahren wußte, dem katholischen Bekenntnis angehörte und viele einzelne Katholiken sich im Lande befanden. Hier mag gelegentlich erwähnt werden, daß Schiller schon in seinen Kindheitsjahren von Lorch aus in der benachbarten Reichsstadt Gmünd die Pracht des katholischen Kultus aus eigener Anschauung kennen lernte. Nicht ganz ohne Bedeutung ist, daß es auch, seit der Einwanderung der Waldenser (1699), einzelne reformierte Gemeinden gab, in Cannstatt, Stuttgart und Ludwigsburg; ebenso waren die im Land sich aufhaltenden Mömpelgarder meist reformiert, so daß die frühere Alleinherrschaft des lutherischen Bekenntnisses immerhin gelockert ist. Bei einzelnen Pfarrern findet sich ein starkes Amtsbewußtsein. Ein Beispiel dieser Art ist der Ludwigsburger Specialsuperintendent Zilling, dessen eigentümliche Gestalt uns Justinus Kerner in seinem Bilderbuch aus der Knabenzeit gezeichnet hat. Er hatte sich aus niedrigen Verhältnissen emporgearbeitet und wahrte seine errungene Würde allerdings in wunderlichen Formen.

Das Schiller'sche Elternhaus ist von keiner einseitigen religiösen Richtung beherrscht. Der Vater Schiller war in allen Dingen, so auch wohl in Übung der Religion ein Mann der Ordnung und strengen Pflichterfüllung. An die Lorcher Pfarrfamilie Moser hat sich Schillers Elternhaus allem nach enge angeschlossen. In einem späteren Brief spricht Johann Kaspar sich erfreut darüber aus, daß sein Sohn sich von der unter den Gelehrten im Schwang gehenden Freigeisterei nicht bethören lasse. Auf eine Klage Friedrichs über die Ungerechtigkeit des Schicksals schreibt er (31. Juli 1784): „Was mich aber am meisten darniederschlägt, ist Seine Klage über Ungerechtigkeit des Schicksals. Ebenso leicht hätte Er schreiben können: der Vorsehung oder Gottes, denn es ist einerlei. Ach Gott! behalte meinem Sohn diese schwere Sünde nicht. Hätte Er nur einen Funken Christentum, so würde Er sich in alle Wege der Vorsehung leichtlich finden können, aber daran fehlt es und da muß Gott, Seine Seele zu retten und Ihn zur Erkenntnis zu bringen, Ihn vorher tief herunter fallen lassen, daß Er weder bei sich selbst, noch bei andern Menschen Hilfe finden kann, sondern sich zu ihm, zu Gott, dem alles möglich ist, und der Ihm seine Wünsche erfüllen wird, wenn es für Ihn gut ist, wenden, und einzig von ihm alles erwarten soll.“ Eine der Schwestern des Dichters, Luise, die am meisten im Hauswesen thätig war, heiratete (1799) den Pfarrer Frankh. Vater Schiller lernte den jungen Geistlichen während seiner letzten, vielfach durch Krankheit getrübbten Lebenszeit kennen und äußert sich in dem letzten Brief, den wir überhaupt von seiner Hand haben (29. März 1796): „Wir würden jetzt schon übel daran sein, wenn nicht der Vikarius von Gerlingen, Namens Frankh, uns zur Hand wäre und uns beinahe alles besorgte. Er ist schon 4 Jahre mit der Luise bekannt und hat sich schon so gegen uns geäußert, daß wir ihn für unsern künftigen Schwiegersohn halten können... Sie taugen beide vortrefflich zusammen und ich kann Gott nicht genug danken, daß er mir den Trost gibt, die Luise versorgt zu wissen.“ Daß es der ursprüngliche Gedanke und Wunsch der Eltern war, ihr einziger Sohn möchte Geistlicher werden, ist oben erwähnt worden.

Ein kleiner Zug, welcher uns in das reiche Gemütsleben der Mutter nach der religiösen Seite hin einen Blick thun läßt, ist zu bezeichnend, als daß wir ihn mit Stillschweigen übergehen könnten. An einem Ostermontagsmorgen macht die Mutter mit den beiden ältesten Kindern einen Besuch bei den Großeltern in Marbach, die dort, der Großvater bis zum 23. Juni 1771, die Großmutter bis zum 28. Januar 1773 lebten. Sie nehmen den Weg über den Berg. Dort auf der Anhöhe über dem Neckar hat man eine herzerhebende Aussicht auf das gesegnete Gelände, an dessen Gesichtskreis sich schön geformte Berge, wie der Wunnenstein, erheben. Die Mutter erzählt ihren Kindern das Ostermontags-evangelium von den Emmausjüngern. Und das so lebendig, daß, auf der stillen Anhöhe angekommen, die Wandernden von inniger Andacht ergriffen niederknien und beten.

So wuchs der Dichter in einfachen, und wenn man will engen, aber doch in günstigen und vor allem in geistiggesunden Verhältnissen auf. Doch es ist Zeit, daß wir uns von den Kinderjahren des Dichters zu seinen Lernjahren wenden.

2. Schuljahre.

Weihnachten 1766, am 23. Dezember, wurde der Vater Schiller, nachdem er im Remsthal gerade drei Jahre lang, wahrscheinlich nicht ohne inneres Widerstreben, seinem Beruf als Werbeoffizier nachgekommen, in die auf freier, luftiger Hochfläche gelegene Stadt Ludwigsburg, welche damals thatsächlich die Haupt- und Residenzstadt Württembergs war, als Hauptmann versetzt. Gegenüber den einfachen Verhältnissen des kleinen altertümlichen Marbach und Lorch, mußten die Eindrücke einer neuaufblühenden, durch und durch modernen Stadt auf das Gemüt eines siebenjährigen Knaben bedeutend und glänzend sein.

Die Stadt Ludwigsburg war damals erst etliche Jahrzehnte alt. Am 7. Mai 1704 hatte Herzog Eberhard Ludwig auf dem Boden eines alten Kirchenmeiereiguts, wo bis dahin nur etliche Bauernhöfe mit fürstlichem Jagdhaus gestanden waren, den Grund zu einem großartigen Schloß gelegt, das noch heute ein prächtiges und sehenswertes Denkmal des Baustils Ludwigs XIV. ist. 1706 entstand das erste Privathaus, etliche Jahre später die erste, hauptsächlich von Bauleuten bewohnte Gasse, heutzutage noch Bauhofgasse genannt. Durch Versprechungen ausgedehnter Freiheiten wurden von 1711 an viele sonstige Baulustige herangezogen, seit 1718 ist von einer Stadt die Rede, die beim Tode des Herzogs Eberhard Ludwig mehr als 600 Häuser, freilich meist von Holz und sehr leicht aufgebaut, und über fünftausend Einwohner zählte. Der folgende Fürst, Karl Alexander (1733-1737), verlegte allerdings die Residenz wieder nach Stuttgart, und es fiel die Einwohnerzahl bald auf die Hälfte der oben genannten, bis Herzog Karl Eugen am 20. Oktober 1764 wiederum seine ganze großartige Hofhaltung in Ludwigsburg aufschlug. So hatte zwei Jahre, bevor Schiller auf längere Zeit nach Ludwigsburg kam, für die Stadt eine Periode des äußeren Glanzes begonnen, welche freilich nicht viel länger als ein Jahrzehnt dauern sollte. Die Einwohnerzahl stieg bis zum Jahr 1774 wieder auf über 11000.

Die Stadt war von Anfang an ungemein weitläufig angelegt. Ihr Plan war ganz darauf berechnet, daß sich hier eine stattliche Hofhaltung recht bequem ausbreiten könne. Die Straßen, welche erst Karl Eugen pflastern ließ, waren mit ganz wenigen Ausnahmen sehr breit und schnurgerade, die Häuser niedrig und wenig ansehnlich, aber verhältnismäßig bequem eingerichtet. Mit den Häuservierteln wechselten große, frei Plätze ab, einige nach dem Geschmack der damaligen Zeit kahl und öde, andere aber als Wiesen belassen, so daß die Stadt, obwohl man ihr's ansah, daß sie eine Kunst- und Willkürstadt sei, doch wieder in manchen Teilen einen ländlichen Eindruck machte und noch heute macht; zumal da diese freien Plätze vielfach durch endlose Baumgänge verbunden sind. Überhaupt ist die Kunst über die Natur nicht vollständig Herrin geworden, so daß sie, wie schon Justinus Kerner und David Friedrich Strauß, beide Söhne der Stadt, herausgeföhlt haben, doch auch in ihrer Art eine gewisse Romantik hat. Die Umgebung ist etwas einförmig, aber es fehlt der Gegend, wenn man keine zu großen Ansprüche macht und die Naturschönheiten aufsucht, nicht an eigentümlichen Reizen.

In dieser Stadt trat Vater Schiller als Hauptmann im Stainschen Regiment ein. Zuerst hatte er nur den Titel eines Hauptmanns, 1770 im September aber erhielt er seine eigene Kompanie. Und schon jetzt scheint man auch von Seiten seiner Vorgesetzten auf seine Tüchtigkeit in bürgerlich praktischer Thätigkeit aufmerksam geworden zu sein; denn 1773 wurde er mit täglich 60 Mann von der Ludwigsburger Garnison an den Eglosheimer See auf Arbeit kommandiert, jenen größtenteils künstlich angelegten mit buschreichen Inselchen geschmückten Teich, in welchem sich jetzt das $\frac{3}{4}$ Stunden von Ludwigsburg entfernte Schloß Monrepos spiegelt. Die Schiller'sche Familie wohnte in einem Haus der Asperger

Straße, welche von der Stadtkirche aus an das westliche Thor der Stadt führt. Das Haus, jetzt mit Nummer 7 bezeichnet, gehörte damals dem Hof- und Kanzleibuchdrucker Christoph Friedrich Cotta, der mit der Übersiedlung des Hofes von Stuttgart nach Ludwigsburg hier ein Zweiggeschäft einrichtete. Der Vater Schiller trat mit Cotta in freundschaftliche und geschäftliche Verbindung. Denn bei einem der Schiller'schen Kinder ist Cotta Pate (21. Nov. 1768). Er nahm aber auch, da Johann Kaspar Schiller jetzt unter die Schriftsteller ging, dessen erste Schrift in Verlag: „Betrachtungen über landwirtschaftliche Dinge in dem Herzogtum Württemberg, aufgesetzt von einem herzoglichen Offizier. 4 Stücke samt Zugabe. Stuttgart, Cotta 1767-69.“

Die Schrift ist ein starker Oktavband von mehr als 500 Seiten. Das erste Stück handelt vom Ackerbau, das zweite vom Weinbau, das dritte von der Viehzucht, das vierte von der Baumzucht, ein Anhang von ländlichen Gewerben. Die Zugabe enthält einen Entwurf allgemeiner Fragen, die Untersuchung der sich auf die Feldwirtschaft, Künste und Gewerbe beziehenden Dinge betreffend. Seinen Namen wagte der herzogliche Offizier nicht auf den Titel der Schrift zu setzen, denn es war auffallend, daß sich ein dem soldatischen Stand angehöriger Mann mit derlei bürgerlichen Dingen befasse. Das Buch ist anschaulich und lebendig geschrieben, die fachmännischen Auseinandersetzungen sind von ausführlichen, verständigen, häufig treffenden, manchmal etwas altklugen Erwägungen unterbrochen; man sieht, wie viel der herzogliche Offizier auf seinen verschiedenen Kriegszügen und bei Gelegenheit seiner Reisen mit liebevollem Verständnis beobachtet hatte. Der frische Ton erinnert zuweilen an Leibnitz. Mit dem Erfolg der Schrift konnte der Verfasser zufrieden sein. „Ohnerachtet ich bald hierauf und gegenwärtig noch allzusehr einzusehen gelernt habe, daß diese Schrift noch sehr unvollkommen ist, so wurde doch das Buch als eine sonderbare Erscheinung von einem Offizier und auch der leidlichen Schreibart wegen gut aufgenommen.“ Schiller, der Sohn, aber ahnte damals, als er im Haus der Cotta'schen Buchdruckerei aus- und einging, noch nicht, was der Name Cotta für seinen künftigen Dichterruhm zu bedeuten habe.

In demselben Hause wohnte der Hauptmann von Hoven, mit dessen älterem Sohn, Friedrich Wilhelm, der gleichaltrige Schiller eine den Wechsel der Jahre überdauernde Freundschaft schloß. Hoven wurde nachher auch Karlsschüler, studierte Medizin, wurde Arzt in Ludwigsburg, kam auch in seinem ärztlichen Beruf mit Schiller und der Schiller'schen Familie in vielfache Berührung und starb als bayrischer Medizinalrat a. D. 1838. Er hat eine Beschreibung seines Lebens hinterlassen, aus welcher wir folgende Schilderung entnehmen: „Als Knabe war Schiller ungeachtet der Einschränkung, in welcher er von seinem Vater gehalten wurde, sehr lebhaft, ja beinahe mutwillig. In den Spielen mit seinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den älteren und stärkeren imponierte er, weil er nie Furcht zeigte. Selbst an Erwachsene, von denen er sich beleidigt glaubte, wagte er sich furchtlos, und wenn ihm, aus welcher Ursache es sein mochte, jemand zuwider war, so suchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indessen zeigte er bei diesen Neckereien nie bössartige Gesinnung, nur mutwillige Laune, die ihm daher auch gern verziehen wurde. Unter den Spielgesellen waren nur wenige seine vertrauten Freunde, aber an diesen hing er fest und innig, und kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht seiner Anhänglichkeit an sie zu bringen vermocht hätte. In der Schule galt er immer für einen der besten Schüler seiner Klasse. Er faßte leicht und war fleißig. Große Ehrfurcht vor seinem Vater bewog ihn vorzüglich zum Fleiß; dieser, bei ausgezeichneten Talenten in seiner Jugend versäumt, setzte alles daran, daß sein Sohn etwas Tüchtiges lernen sollte. Deshalb that ihm derselbe nie genug, wenn auch die Lehrer zufrieden waren; er applizierte sich ihm außer der Schulzeit nicht, wie er es wünschte, sondern sprang und spielte viel im Garten; so erfuhr er oft strenge Behandlung. Der Unterricht, der in dieser Schule gegeben wurde, beschränkte sich auf die gelehrten Sprachen, die lateinische und die griechische; diejenigen, die sich dem Studium der Theologie bestimmten, wurden auch in der hebräischen unterwiesen. Aus der lateinischen Schule

traten die, welche Theologie studieren wollten, im vierzehnten Jahre in die bekannten Klosterschulen ein, nachdem sie zuvor in Stuttgart mehreremale die jährliche Prüfung in dem sogenannten Landexamen vor dem Konsistorium bestanden hatten. Schiller war bereits dreimal geprüft worden, und im folgenden Jahr sollte es zum vierten- und letztenmal geschehen.“

So dankenswert diese Nachrichten sind, ein ganz klares und deutliches Bild von dem Bildungsgang, welchen Schiller in Ludwigsburg durchlief, geben sie nicht, und auch sonst fehlen zuverlässige Nachrichten darüber. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Schiller, teils durch eigene Neigung, teils durch den Wunsch seiner Eltern zum Studium der Theologie bestimmt, das mehrmalige Landexamen zur Aufnahme in eine Klosterschule – jetzt braucht ein württembergischer Pfarrer diese wichtige Prüfung nur noch einmal zu machen – in der bestimmten Absicht bestand, Geistlicher zu werden. Es scheint übrigens damals stehende Regel gewesen zu sein, daß die begabteren Schüler der Lateinschulen des Landes, auch wenn sie nicht zum Studium der Theologie entschlossen waren, jenes Examen machten. Die Zeugnisse, welche Schiller dabei erhielt, lauten gut. Er wird als ein hoffnungsvoller Knabe geschildert, und nur das letztemal sind seine Fortschritte als etwas langsam bezeichnet, da ohne Zweifel Kränklichkeit seinen Fleiß hemmte. Darin hat Hoven gewiß Recht, daß er die fast ausschließliche Betonung des Sprachunterrichts in den Lateinschulen hervorhebt. Immerhin darf man sich die Ausbildung Schillers nicht als eine einseitig sprachliche vorstellen. An einem irgendwie regelrechten Unterricht in der Naturkunde fehlte es freilich und das verbirgt sich in den späteren Werken Schillers nicht ganz. Der Unterricht in der Erdkunde und Weltkunde wurde einigermaßen ersetzt durch das häusliche Lesen bändereicher Reisebeschreibungen, in welche sich der Knabe nach wohlverbürgten Nachrichten ernstlich vertiefte. „Die Geschichte aber, die damals in den Geist der Jugend durch die Lesung der alten Autoren gleichsam nur eingeschwärzt wurde, führte ihm große und warm empfangene Gestalten zu: Solon, Diogenes, Sokrates, Plato, Archimedes, Seneka von den Weisen und Gelehrten, Hamilkar und Hannibal, nicht Cäsar, sondern Brutus von den großen Männern, Cyrus, Alexander unter den Feldherren spielten in seinen Gedanken und Gesprächen eine Rolle, und nie las er die Geschichte vom Sturze des Karthagers Hanno ohne den zürnenden Ausruf: man hätte dem biedern alten Mann helfen sollen!“ (G. Schwab.)

Im Griechischen kam Schiller ziemlich weit und das Studium dieser Sprache wurde auch später auf der Karlsschule nicht völlig von ihm vernachlässigt. Immerhin bleibt es auffallend und ist zu bedauern, daß er bei seinem im höchsten Grad aufgeschlossenen Sinn für die Schönheit der griechischen Welt und Lebensanschauung sich mehr nur an Übersetzungen hielt und die unvergleichlichen Schönheiten der alten griechischen Schriftsteller aus zweiter Hand genoß, anstatt zur Quelle zurückzugehen. Große, ja staunenswerte Fortschritte machte dagegen der Schüler im Lateinischen. Die „Lateinschule“ in der Eberhardsstraße zu Ludwigsburg scheint eine wirkliche Lateinschule gewesen zu sein, und die ihr anvertrauten Knaben in diesem Stück besonders weit gefördert zu haben: Beweis dafür ist ein Neujahrswunsch des neunjährigen Knaben an die herzgeliebten Eltern von 1769, deutsche Verse in lateinische übersetzt, und ein lateinisches Gedicht, mit welchem sich der noch nicht ganz dreizehnjährige Knabe am 28. September 1771 für die Erteilung der Erlaubnis zu den Herbstferien im Namen seiner Mitschüler bei dem Spezialsuperintendenten M. Zilling in Ludwigsburg bedankte. Letzteres ist uns durch eine glückliche Fügung, indem sich eine Abschrift davon in einer Ludwigsburger Familienbibel vorfand, erhalten worden. Die lateinische Prosaüberschrift, mit welcher sich der jugendliche Dichter Johannes Christophorus Fridericus Schiller dem Wohlwollen des hochwürdigen und hochgelehrten Dekans empfiehlt, ist förmlich und feierlich. Die beiden ersten Distichen sprechen den Dank für die

gütige Gewährung der Vakanzerlaubnis kurz und bündig aus. Dann wird die Wahrheit des allgemeinen Satzes, daß auf angestrenzte Arbeit wohlverdiente Ruhe folgen müsse, in neun Distichen, mit gewählten, zum Teil etwas weit hergeholt Beispielen belegt. Den Schluß bilden wohlgemeinte Wünsche für den gütigen Dekan, auch die Frau Dekanin ist nicht vergessen, „bis dich Gott von dieser Erde scheiden heißt.“ Selbst wenn, was übrigens kaum anzunehmen ist, dieses Gedicht keine ganz selbständige Arbeit des jugendlichen Verfassers sein sollte, sind die Verse nach Form und Inhalt aller Anerkennung wert. Gewiß hat auch bei Schiller die leider jetzt fast ganz in Abgang gekommene strenge Schulung im Rhythmus und Maß, wozu gerade der lateinische Vers einen dichterischen angelegten Jüngling zwingt, auf seine Begabung einen sehr heilsamen Einfluß ausgeübt.

Die Lehrer, deren Unterricht Schiller in Ludwigsburg genossen hat, sind vergessen bis auf den Namen eines gewissen Winter und des Magister Johann Friedrich Jahn, welcher später an der Militärakademie auf der Solitude angestellt war. Dort lehrte er vom Frühjahr oder Sommer 1771 bis zum Jahr 1774 Geschichte, Geographie, christliche Moral und lateinische Sprache, kehrte dann aber als Oberpräzeptor nach Ludwigsburg zurück. Schillers Vater erwähnt in einem Brief vom 6. März 1790 unter andern Erinnerungen aus der Kindheit seines Sohnes auch, daß dieser einmal „mit Herrn Professor Jahn in Kollision geraten sei.“ Ganz unbedeutend scheint der Zwischenfall nicht gewesen zu sein. Aber man darf daraus nicht schließen, daß Schiller sich gegen seinen Lehrer trotzig benommen hätte, oder von ihm mit ungerechter Härte behandelt worden wäre. Nach dem, was wir von Jahn's Lehrthätigkeit in der Karlsschule wissen, dürfen wir uns ihn nicht als einen einseitig sprachlich gebildeten Mann vorstellen; für die Weltgeschichte scheint er lebendige Teilnahme gehabt zu haben. In späterer Zeit kam Schiller bei Gelegenheit seines Ludwigsburger Besuchs mit dem alten Lehrer wieder in Berührung, und es machte dem berühmt gewordenen Manne Freude, für den kränkelnden Oberpräzeptor dann und wann eine Schulstunde zu geben, deren sich die damaligen Schüler zeitlebens mit Stolz erinnerten.

Der Familienkreis des Schiller'schen Elternhauses erweiterte sich während der Ludwigsburger Zeit. Am 20. November 1768 wurde den Eltern ein Töchterlein Marie Charlotte geboren, welche nicht ganz sechsjährig (am 29. März 1774) wieder starb. Noch kürzer lebte eine dritte Schwester des Dichters, Beate Friederike, welche den 4. Mai 1773 geboren und schon am 22. Dezember desselben Jahrs gestorben ist.

Leider hat sich uns von Versuchen Schiller's in deutschen Gedichten aus der Ludwigsburger Zeit gar nichts erhalten. Denn er scheint schon damals manches niedergeschrieben zu haben. Der Vater wird sich wohl kaum täuschen, wenn er in dem oben bezeichneten Brief von einem ersten Trauerspiel „die Christen“ spricht, welches sein Fritz im dreizehnten Lebensjahre verfaßt habe. Und auch Karoline von Wolzogen schreibt: „In Ludwigsburg sah der neunjährige Knabe zum erstenmal ein Theater und zwar ein so glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter des Herzogs Karl Regierung mit sich brachte. Die Wirkung war mächtig, es eröffnete sich ihm eine neue Welt, auf die sich nun alle seine jugendlichen Spiele bezogen. Pläne zu Trauerspielen beschäftigten ihn schon damals. Er erzählte uns, daß er bis in sein vierzehntes Jahr mit ausgeschnittenen Papierdocken gespielt und dramatische Scenen mit ihnen aufgeführt habe.“

Ziemlich beglaubigt ist folgende Anekdote. Schiller hatte nach einem in Schwaben auch jetzt noch nicht ausgestorbenen Herkommen an einem der ersten Trinitatissonntage, also im Hochsommer, mit seinem Jugendfreund Gottlieb Elwert, dem Sohn des Ludwigsburger Leibmedicus Elwert, in der Kirche ein Stück des lutherischen Katechismus vor versammelter Gemeinde herzusagen. Groß war die Freude der beiden über die Belohnung, die ihnen aus der Stiftungskasse im Betrag von

je zwei Kreuzern gespendet wurde. Sie gingen mit diesem Schatz in das eine halbe Stunde von der Stadt entfernte Schloßchen Harteneck, das am waldigen Steilabfall gegen das Neckarthal, dem Dorf Neckarweihingen gegenüber, malerisch gelegen ist. Das Schloßchen, auf den Trümmern einer alten Burg erbaut, gehörte damals dem Ludwigsburger Bürgermeister Schönleber, und es wurde dort eine Meierei mit Milchwirtschaft betrieben. Die beiden Knaben gedachten mit ihrer Barschaft eine „gestandene (saure) Milch“ zu erwerben. „Aber“ – wir lassen Palleske reden – „o hartherziges Harteneck! Nicht einmal der profane Abkömmling der Milch, nicht einmal ein Vierling Käse, ist zu erschwingen. Sie sollen vier Kreuzer für einen solchen bezahlen und es bleibt ihnen nichts zu Brot übrig. Niedergeschlagen wandern sie nach Neckarweihingen. Sie fragen herum, was hier eine Schüssel Milch kostet, und o Freude! sie bekommen für drei Kreuzer nicht nur eine vortreffliche Milch samt Brot, sondern auch silberne Löffel dazu. Der vierte Kreuzer verschafft ihnen noch einen herrlichen Nachtisch von Johannsträubchen.“

(weiter nach dem Plan von Stuttgart)

Dieser Plan der

Stadt Stuttgart, wie sie zu Schillers Zeit war,

ist entworfen von dem Geometer Chr. Fr. Roth, in Kupfer gestochen von dem Mitschüler unseres Dichters auf der Karlsschule, Gottlieb Friedrich Abel, geboren zu Stuttgart 1763, eingetreten in die Karlsschule 1775, Hofkupferstecher 1786, später Mitarbeiter an der Bohnenbergerschen Charte von Schwaben etc. Auf dem Plan wird jeder Leser die Schillerlokalitäten gern aufsuchen: Vor allem die Akademie (B), dann den langen Graben (48), jetzt Eberhardsstraße, darin Haus Nr. 63, das nunmehr eine Gedenktafel trägt, einst des Regimentsarztes Schiller Wohnung, die Kasernen, in welchen er Dienst hatte (G, H), die Straße, welche den Dichter von Ludwigsburg hieher führte, das Ochsenwirtsgäßle (53) bei dem Gasthaus zum Ochsen, einem nach der Überlieferung von Schiller und seinen Freunden viel besuchten Lokal etc.



Voll Jubel über solch schwelgerisches Mahl ziehen sie von dannen, Schiller in dithyrambischer Begeisterung. Sie steigen auf einen Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen überschauen kann, und Schiller erteilt in wahrhaft dichterischem Schwung dem milchentblösten,

käsekargen, brotvergessenen Orte seinen Fluch, dem andern seinen gefühltesten Segen.“

Am ersten Maisonntag des Jahres 1772 wurde Schiller konfirmiert, also in seinem dreizehnten Lebensjahre, während das vierzehnte als Konfirmationstermin das gewöhnliche ist. Von tieferen Eindrücken, welche der dieser feierlichen Handlung vorausgehende Unterricht auf das Gemüt des Knaben ausgeübt hätte, wissen wir allerdings nichts. Wenn aber Schiller damals wirklich ein, wie schon der Titel zeigt, religiöses Trauerspiel verfaßt oder auch nur entworfen hat (s. o.), so läßt dies auf ein reich entwickeltes religiöses Leben schließen. Daß er vom Schwung der biblischen Dichtung, namentlich von den Propheten, hingerissen war und die kernhaften Kirchenlieder, an denen sich schon seine Mutter erquickt hatte, gerne lernte, ist wohl beglaubigt. Am Tag vor seiner Konfirmation soll ihn seine Mutter, so wird erzählt, auf der Gasse umherschleudernd angetroffen, und ihm wegen seiner Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des folgenden Tags Vorwürfe gemacht haben. Darauf zog sich Schiller in die Stille zurück und überreichte nach wenigen Stunden der Mutter ein deutsches, wie andere erzählen, dem Vater ein lateinisches Gedicht zum Beweis, daß sein Benehmen kindliche Sorglosigkeit, nicht aber sträfliche Gleichgültigkeit sei.

So lange Schiller in Ludwigsburg war, verweilte er im Elternhaus und wir dürfen wohl das Wort auf ihn anwenden: „Im Schatten des Vaters wird der Sohn groß.“ Unrichtig ist die Angabe, Schiller sei in den letzten Jahren seines Ludwigsburger Aufenthalts dem gestrengen Professor Jahn zur häuslichen Erziehung anvertraut und von diesem „mürrischen Pädagogen“ hart behandelt worden. Diese Sage hängt mit der falschen Vorstellung zusammen, die sich in älteren Lebensbeschreibungen allerdings fast ausnahmslos findet, als sei Vater Schiller schon im Jahr 1770 nach der Solitude versetzt worden. Das Thatsächliche, das man sich genau vergegenwärtigen muß, wenn man ein richtiges Bild erhalten will, ist vielmehr dies, daß Schillers Eltern erst einen Monat, nachdem die Karlsschule und ihr Sohn mit der Schule nach Stuttgart übersiedelt war, am 5. Dezember 1775 auf der Solitude ihren bleibenden Aufenthalt nahmen.

3. Der Karlsschüler auf der Solitude.

Ungefähr in der Mitte zwischen Stuttgart und dem 3 Stunden westlich gelegenen altwürttembergischen Städtchen Leonberg, auf der beherrschenden Höhe eines ansehnlichen, reichbewaldeten Bergrückens, hatte sich der Herzog Karl Eugen im Jahr 1763 einen Platz, „Fünfeichen“, ausersehen, ein Lustschloß zu bauen. Hier ließ er ein 800 Morgen großes Stück Wald ausrodern, um einen Sitz zu gründen, worauf er, „vom Getümmel und den Täuschungen der Welt sich erholend, Stunden der Muße und der Zurückgezogenheit verleben zu können“ hoffte. So erhob sich denn ein Schloß, in französischem Geschmack erbaut. Dieser Mittelpunkt der ganzen Anlage ist noch heute wohl erhalten. Das Schloß, massiv von Steinen erbaut, bildet ein von einer Kuppel gekröntes Eirund, an welches sich östlich und westlich zwei Pavillone anschließen. Im Erdgeschoß läuft um das Ganze ein Arkadenbau und auf diesem ruht eine breite Galerie, zu welcher südlich und nördlich zwei Freitreppen führen. Hinter dem Schloß stehen zwei weitläufige, in Bogenlinien angelegte Mansardengebäude, welche ebenfalls noch stehen, und an diese schlossen sich in einer Halbkreislinie rechts und links je zehn kleinere einstockige Gebäude an, von denen mehrere jetzt abgetragen sind. Nordöstlich von der ganzen Anlage stehen einige größere in sehr einfachem Stil gehaltene Gebäude, die nunmehr landwirtschaftlichen Zwecken dienen, die uns aber wichtig sind, weil in diesen Gebäuden einige Lehrsäle und Wohnungen der herzoglichen Militärpflanzschule untergebracht waren. Das Gebäude, das hauptsächlich der Militärpflanzschule diente, ist jetzt samt seinen Nebengebäuden und ausgedehnten Hofräumen verschwunden, die ehemalige Kirche als katholische Eberhardskirche nach Stuttgart versetzt worden. Ebenso sind die Orangeriegebäude, der Marstall und die Reitschule abgetragen. „Nach dem Urteil aller Kenner, welche die Solitude in ihrem Glanze sahen, war sie eines der schönsten und reichsten Bauwerke der damaligen Zeit.“ Auch gegenwärtig, da zwar der alte Glanz verschwunden, dem weiteren Zerfall aber durch zweckmäßige Erhaltung und Erneuerung gewehrt ist, macht das Ganze einen bedeutenden und stimmungsvollen Eindruck. Die Hauptfront der ganzen Anlage ist gegen Norden gerichtet. Vom Fuße des Schlosses aus übersieht man einen großen Teil des gesegneten Schwabenlandes mit seinen Fluren, Wiesen, Weinbergen und Wäldern bis zu den Heilbronner Bergen hin. Gegen Osten und Westen teilweise, gegen Süden ganz ist die Anlage von dem ziemlich nahe herantretenden Buchenwald bekränzt. Wenn man aber die Kuppel des Schlosses besteigt, so sieht man über die Wipfel der Bäume hinweg und genießt eine meilenweite Rundschau bis zur Alb, zum Schwarzwald, Odenwald und Welzheimer Wald. „Solitude“, d. i. Einsamkeit, sollte die neue Schöpfung heißen, denn „Karl wollte diesen Ort der Ruhe weihen“, wie eine früher am Schloß angebrachte lateinische Inschrift lautete. Man kann sagen, daß der Begriff der Einsamkeit zu denjenigen gehört, welche im vorigen Jahrhundert entdeckt oder wieder entdeckt wurden; kaum ein Jahrzehnt vorher (1755) hatte Joh. Georg Zimmermann sein Buch „über die Einsamkeit“ geschrieben. Und für diesen Zweck ist der Ort an und für sich gut gewählt; noch jetzt, da sich doch die Verhältnisse so vielfach verändert haben, würde ein mit der Gegend unbekannter Wanderer, welcher den bewaldeten Gebirgsrücken zwischen Leonberg und Stuttgart durchstreift, kaum vermuten, daß er sich in der Nähe einer volkreichen Hauptstadt und inmitten eines der bestbebauten schwäbischen Landstriche befindet. Die Luft ist auf jener Anhöhe frisch und gesund, nicht eben rauh, und auch an Wasser fehlt es dem jetzt im Sommer als Luftkurort ziemlich belebten Orte nicht.

In auffallend kurzer Zeit, schon im Jahr 1767, war die neue Schöpfung vollendet; die Bauern der Umgegend hatten gern oder ungern Frondienste leisten müssen. Moderatore Carolo desertam solitudinem labor improbus quadriennio vicit MDCCLXIII – MDCCLXVII stand seiner Zeit an der Rückseite des Schlosses angeschrieben. Doch scheint der Gründer für seine persönlichen Liebhabereien und für die Entfaltung seines glänzenden Hofstaates dem Schlosse selbst keinen rechten Geschmack abgewonnen zu haben. Denn schon nach zwei bis drei Jahren faßte er den Entschluß, daselbst ein militärisches Waisenhaus zu gründen, welches den in den beiden Städten Ludwigsburg und Stuttgart bereits bestehenden Waisenhäusern ergänzend zur Seite treten sollte. Es war anfänglich bestimmt, vierzig und in der Folge eine unbestimmte Anzahl „arme, verwaiste, ja ganz verlassene und im Elend herumirrende Soldatenkinder von fünf Jahren an aufzunehmen, aus ihren teils von sich selbst, teils für den Staat des Bettels halber beschwerlich werdenden unglücklichen Umständen herauszureißen und durch eine gute Auferziehung zu tüchtigen Werkzeugen im Dienst des Herzogs und Landes zu bilden.“ So wurde denn die Anstalt am 5. Januar 1770 mit 14 verwaisten „Garten- und Stukkatorknaben“ eröffnet. Doch schon am 11. Februar 1771 wurde das militärische Waisenhaus zu einer „militärischen Pflanzschule“ erhoben. An die Stelle der Unteroffiziere, von welchen die Waisenknaben in den gewöhnlichen Unterrichtsfächern der Volksschule, auch in Handarbeiten unterwiesen worden waren, traten erprobte, akademisch gebildete Lehrer, zwei Professoren für Religion, lateinische Sprache, Erdkunde, Geschichte und Mathematik. Auch eigene Tanz-, Fecht- und Stallmeister wurden berufen, nur die Exerzierübungen noch von den soldatisch geschulten Aufsehern geleitet. In diese militärische Pflanzschule sollten Söhne von Eltern aus allen Ständen aufgenommen werden, und die Zahl der Zöglinge stieg schon im Jahr 1771 auf 361. Nachdem am 26. April 1772 der Grundstein zu einem eigenen Gebäude für die neue Anstalt gelegt worden war, wurde die Schule mit dem Beginn des nächstfolgenden Jahres in eine Militärakademie umgeschaffen. Sie umfaßte in vier Klassen und sechs Abteilungen: stiftmäßige Kavaliere und Grafen, Offizierssöhne, Honoratiorensöhne, und eine untere Klasse oder Artisten, in welcher Baumeister, Bildhauer, Maler, Kupferstecher, Stukkatoren, Gärtner, Musiker, Tänzer, Jäger und Handwerker herangebildet wurden.

In diese Anstalt, die sich so ungemein rasch und vielseitig entfaltet und als „Karlsschule“ trotz mannigfacher Anfeindung von außen, trotz mancher ihr anhaftenden innerlichen Gebrechen eine europäische Berühmtheit und die Bildungsstätte einer ganzen Reihe tüchtiger und hervorragender Gelehrten und Künstler, Staatsmänner und Militärs werden sollte, bis sie schon ein halbes Jahr nach dem Tode ihres fürstlichen Gründers am 18. April 1794 geschlossen wurde – trat am 17. Januar 1773 der Hauptmannssohn Friedrich Schiller aus Ludwigsburg ein. Schiller trägt in der Reihe der in die Anstalt aufgenommenen Zöglinge überhaupt die Nummer 447; unter den in die neuerrichtete Militärakademie Aufgenommenen war er der Zeit nach der sechste. Welche Gefühle die Brust des neuangehenden Eleven bewegten, als er an dem kalten Winternag den etwa drei Stunden langen schnurgeraden Weg, der von Ludwigsburg auf die Solitude führt, zurücklegte, wissen wir nicht. Wohl aber, was er an irdischer Habe mitbrachte, nämlich, wie der Hausmeister Griesinger bezeugt: „ein blaues Röcklein nebst Kamisol ohne Ärmel, ein Paar Hosen, 2 Manschett-Hemder, 1 Unterhemd, 1 Paar leinene Strümpfe, 1 Paar Schuhe, 1 Paar Stiefel, einen gewöhnlichen Hut, an Geld 43 Kreuzer und 15 Stück unterschiedliche lateinische Bücher.“ Auch über seine Leibesbeschaffenheit erfahren wir einiges, indem er gleich am Tage des Eintritts einer ärztlichen Untersuchung unterworfen wurde. Das Ergebnis derselben, von dem „Hof- und militärischer Pflanzschule Medikus“ Dr. Storr niedergeschrieben, lautet dahin: er habe sich bei vorgenommener Untersuchung seiner Leibesbeschaffenheit mit einem ausgebrochenen Kopf und

etwas verfröhen Füßen behaftet, sonst aber gesund befunden. Als Maß der Körperlänge Schillers ist im Nationalbuch 5 Fuß angegeben. Das Zeugnis, welches ihm sein früherer Ludwigsburger, jedoch einige Zeit vor seinem Eintritt nach der Solitude berufener Lehrer, Professor Jahn, ebenfalls am 16. Januar 1773 ausstellte, lautet wörtlich: „Johann Christoph Friedrich Schiller, konfirmiert, übersetzt die in den Trivial-Schulen eingeführte Sammlung lateinischer Schriftsteller, nicht weniger das griechische neue Testament mit ziemlicher Fertigkeit; hat einen guten Anfang in der lateinischen Poesie; die Handschrift ist sehr mittelmäßig.“ Warum der Professor Schillers Handschrift so gering ansah, ist nicht ganz klar. Bekanntlich schrieb Schiller als Mann eine sehr fließende, schöne, deutliche Hand; aber auch die Schriftproben aus seinen Jünglingsjahren, deren wir mehrere haben, und deren eine aus dem Jahr 1774 in Heinrich Wagners dreibändigem, stoffreichem Werk über die Karlsschule nachgebildet ist, sind einer bessern Anerkennung wert. Man könnte fast der Vermutung Raum geben, die „Kollision“ zwischen Lehrer und Schüler, von welcher der Vater Schillers spricht (s. o.), habe im Schlußsatz dieses Zeugnisses einigermaßen nachgewirkt.

Es war weder das Verlangen Schillers selbst, noch geschah es auf Bitten seiner Eltern, daß er als Eleve in die Militärakademie eintrat, sondern seine Aufnahme beruhte auf einem ausdrücklichen, wiederholt ausgesprochenen Wunsch des Herzogs Karl, welcher in die Leitung der von ihm gegründeten Anstalt im allgemeinen und in den Lebens- und Bildungsgang unseres Dichters insbesondere aufs unmittelbarste persönlich eingriff. Gleichwohl ist es nicht billig, zu sagen, der Herzog habe die Eleven für seine Anstalt in ähnlicher Weise geworben, wie die Soldaten für seine Regimenter, er habe, um Schillers Eltern zu dem fraglichen Schritt hinsichtlich ihres Sohnes zu bewegen, einen andauernden starken Druck auf sie ausgeübt. Einem in militärischer Form ausgesprochenen Wunsch oder auch nur Wink des Herzogs hätte der Hauptmann Schiller, so wie wir ihn kennen, wahrscheinlich sofort Folge geleistet. So viel ist richtig, daß der Herzog die Schüler und die Lehrer für seine Anstalt ohne viele Bedenken und Weitläufigkeiten da nahm, wo er sie haben konnte, sowie, daß Schillers Vater dem Ansinnen des Herzogs gegenüber zweimal freimütig die Vorstellung geltend machte, sein Sohn solle und wolle Theologie studieren, was in der Militärakademie trotz ihrem weitschichtigen Fachwerk von Unterrichtsgegenständen, von andern Gründen abgesehen, schon deswegen nicht möglich war, weil sie Protestanten und Katholiken gleichmäßig ihre Pforten öffnete. Gewiß war es keine leere Ausflucht, wenn sich Schillers Vater anfänglich zu erinnern erlaubte, daß sein Sohn zur Theologie bestimmt sei; gewiß war es keine bloße kindische Laune des Dichters selbst, wenn er bald nach seiner Aufnahme in die Militärakademie aus Anlaß seiner eigenen Charakterschilderung das offene Geständnis wagte: „daß er sich weit glücklicher schätzen würde, wenn er dem Vaterland als Gottesgelehrter dienen könnte.“ Allein als der Herzog sein Anerbieten, den jungen Schiller auf fürstliche Kosten in der Pflanzschule unterrichten lassen und in allem frei halten zu wollen, wiederholte und die Versicherung beifügte, die Wahl seines Studiums solle ihm frei stehen und bei seinem Austritt solle ihm eine bessere Versorgung werden, als sie im geistlichen Stande möglich, gingen die Eltern, ohne „eben gute Miene zum bösen Spiel zu machen“ – auf dieses Anerbieten ein. Nur wenn wir dieses festhalten, wird uns der in allerdings überschwenglichen Ausdrücken gehaltene Dankesbrief, welchen Schillers Vater zwei Tage nach der Aufnahme seines Sohnes an den soldatisch geschulten langjährigen Aufseher der Militärakademie, den Hauptmann und Intendanten Seeger, schrieb, im richtigen Lichte erscheinen. „Das Wahrscheinlichste bleibt, daß kein anderer, als der Ludwigsburger Professor Jahn den Herzog zuerst auf den begabten Hauptmannssohn aufmerksam gemacht hat.

Der Herzog Karl Eugen stand in seinem 42. Lebensjahr, als er die Karlsschule gründete. Geboren zu Brüssel den

11. Februar 1728 als Sohn des zum Katholizismus übergetretenen Herzogs Karl Alexander, wurde er in Brüssel, Stuttgart und am Berliner Hofe erzogen, schon 1744 für volljährig erklärt und trat am 10. März 1744 die Regierung an. Friedrich der Große hatte ihm seine besondere Zuneigung geschenkt und ihm den Grundsatz einzuflößen gesucht, daß nicht persönlicher Vorteil und Genuß, sondern das Wohl des Volkes das höchste Ziel fürstlicher Bestrebungen sein müsse. Auch das württembergische Volk empfing den neuen, mit reichen körperlichen und geistigen Gaben ausgerüsteten Herrscher mit hochgespannten Erwartungen. Allein von schlechten Rätgebern, den Montmartin, Wittleder etc., verleitet, bekundete er einen übermäßigen Hang zu Pracht, Verschwendung und Genuß; seine Regierung war anfangs eine gewalthätige, so daß 1759 der wackere Landschaftskonsulent J. J. Moser in jahrelanges Gefängnis wandern mußte. Und obwohl der Herzog im Erbvergleich von 1771 den Wünschen seiner Landstände bis auf einen gewissen Grad entgegenkam, so dauerten doch die Klagen über eingerissene Mißbräuche, wie z. B. über den Diensthandel, im Lande fort. Immerhin kann die Zeit von 1770 an als die zweite bessere Hälfte seiner Regierung betrachtet werden, wenn er auch erst an seinem fünfzigsten Geburtstag (11. Februar 1778) in einer von allen Kanzeln des Landes verlesenen Erklärung gelobte, die Zukunft werde von ihm einzig zum Wohl seiner Unterthanen verwendet werden. Für die Leitung der von ihm gegründeten Schule, die recht eigentlich sein Lebenswerk war, zeigte er einen fast leidenschaftlichen Eifer. Sein sichtliches Bestreben war, diese Schule im Geiste der damaligen Zeit zu einer Musteranstalt zu erheben, auf welcher die Augen Europas ruhen sollten. Er ließ sich nicht nur von dem Intendanten und von den Lehrern über die einzelnen Vorgänge und Persönlichkeiten bis ins Kleinste hinein Bericht erstatten, sondern wohnte auch häufig den Unterrichtsstunden und den Prüfungen an. Die glänzenden Hoffeste waren von jetzt an nicht selten mit Schulfestlichkeiten verbunden.

In dieser persönlichen Teilnahme für die Schule stand dem Herzog zur Seite die Reichsgräfin Franziska von Hohenheim, welche er um die Zeit der Gründung der Schule kennen lernte, aber erst im Jahre 1785 zu seiner Gemahlin erheben konnte. Wie Franziska überhaupt auf das Gemüt und das Auftreten des Herzogs sänftigend und mildernd einwirkte, so wußte sie insbesondere in der Fürsorge für die Akademie sich den Wünschen des Herzogs anzuschmiegen, ohne einerseits ihre selbständige Stellung aufzugeben, oder andererseits die Schranken der Weiblichkeit zu überschreiten. Ihr Geburtstag, der 10. Januar, wurde wie der des Herzogs in der Akademie durch dramatische Aufführungen gefeiert. Einzelne Zöglinge pflegten bei dieser Gelegenheit ihre Tugend und ihr landesmütterliches Walten in Reden und Gedichten zu verherrlichen, die, wenn sie auch nicht eben fade Schmeicheleien enthalten, von bedenklichen Überschwänglichkeiten nicht freizusprechen sind. Auch Schiller ist in dieser Beziehung mit dem Strome geschwommen. Franziska wurde von vielen Zöglingen als Engel der Wohlthätigkeit und Milde schwärmerisch verehrt.

Schiller genoß während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in der Militärakademie einen allgemein bildenden Unterricht und ging erst allmählich zum Fachstudium der Rechtsgelehrsamkeit, das er sich erwählt hatte, oder, müssen wir vielleicht richtiger sagen, das für ihn erwählt worden war, über.

Der Herzog suchte für die Militärakademie außer älteren bewährten Männern namentlich auch jüngere vielversprechende Kräfte als Lehrer zu gewinnen. Die Geschichte lehrte hauptsächlich Schott, die lateinische und griechische Sprache Nast, Muzler die mathematischen Fächer; Professor der Rechte war Heyd, Professor der Religion Karl Friedrich Hartmann, ein in den frommen Kreisen Schwabens durch seine Schriften fortlebender Theolog. Wenn man das Verzeichnis des Lehrpersonals übersieht, so hat man den Eindruck, daß der Herzog mit Lehrkräften nicht geizte, und wenn auch teilweise ein etwas

rascher Wechsel im Lehrpersonal stattfand, so wuchs doch auch eine Anzahl von solchen Lehrern heran, welche mit der Anstalt Jahre lang treu verbunden blieben. Unter den jüngeren Lehrern müssen wir hauptsächlich den Magister Jakob Friedrich Abel hervorheben, weil er für Schillers besondere Geistesanlage einen offenen und liebevollen Blick hatte. Geboren 9. Mai 1751 zu Vaihingen an der Enz, machte er die gewöhnliche Laufbahn württembergischer Theologen durch und wurde schon 1772, also 21jährig und nur acht Jahre älter als Schiller, an die Militärakademie berufen und blieb mit ihr bis 1790 verbunden. (Er starb in hoher kirchlicher Stellung 7. Juli 1829.) Sein Lehrauftrag war sehr weitschichtig: er hatte in den alten Sprachen, in Geschichte, Physik, Logik, Metaphysik, Psychologie und Moral zu unterrichten. Seine Hauptstärke scheint die philosophische Seelenlehre gewesen zu sein. Seine Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben (Stuttg. 1784-90, 3 Bände) enthält im zweiten Band (1787) S. 1 ff. die Geschichte des Fr. Schwan von Ebersbach, aus welcher Schiller nach Abels mündlicher Erzählung schon vor dem Erscheinen seinen „Verbrecher aus verlorener Ehre“ gebildet hatte. (Vgl. den Roman „der Sonnenwirt“ von Hermann Kurz.) Abel war nicht nur Schillers Lehrer, sondern Freund, der ihn in bedrängter Lage thatkräftig unterstützte; er beurteilte ihn schonend und richtig und blieb ihm zeitlebens zugethan.

Der Lehrplan der Militärakademie ist schon in der Zeit, da sie sich auf der Solitude befand, vielseitig, um nicht zu sagen bunt. Von den alten Sprachen abgesehen, gab es von Anfang an Lehrmeister des Französischen und des Italienischen; später, als immer mehr Ausländer zuzogen, ließ es sich der Herzog nicht verdrießen, auch Lehrer des Englischen, Russischen, Polnischen, Dänischen anzustellen. Dagegen vermissen wir ziemlich lange einen Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur, welchen die Akademie erst 1778 (zu Stuttgart) in der Person eines gewissen Göriz erhielt. Sodann ist wohl zu beachten, daß auf der Akademie die bildenden Künste, die Tonkunst und die gymnastischen Künste eifrig gepflegt und gefördert wurden, es gab Tanzmeister und Fechtmeister. Wir sehen, an Gelegenheit, sich vielseitig auszubilden, fehlte es dem jungen Schiller nicht. Ja man ist versucht zu urteilen, es sei in der Akademie der Grundsatz: „Nicht vielerlei, sondern viel!“ kaum gehörig geachtet worden. Immerhin scheint der Herzog, so sehr er sonst persönlich eingzugreifen gewöhnt war, Lehrern und Schülern in der Auswahl der einzelnen Fächer, sowie des Lehrstoffes viel freie Bewegung gelassen zu haben.

Von Schulfreunden Schillers sind aus diesen ersten Jahren die uns bereits bekannten Kameraden aus Ludwigsburg zu nennen: die Brüder Friedrich Wilhelm v. Hoven und der frühverstorbene jüngere Christoph August v. Hoven, beide schon am 17. Juni 1771 eingetreten, sodann Immanuel Gottlieb Elwert, Georg Friedr. Scharfenstein und Petersen, von dem wir später reden werden. Der ältere Hoven ergriff wie Schiller die Rechtswissenschaft, ging aber später mit ihm und Elwert zur Medizin über, während der jüngere Hoven bei der Jurisprudenz blieb.

Wie weit Schillers juristische Studien in die Breite oder in die Tiefe gegangen sind, wissen wir nicht; viel Geschmack scheint er der Rechtsgelehrsamkeit nicht abgewonnen zu haben. Dagegen wissen wir bestimmt, daß er schon im ersten Jahre (Dezember 1773) einen Preis im Griechischen für eine Arbeit über die Fabeln Asops erhielt. Auch über die Richtung, die der Schillersche Geist während dieser ersten Jahre überhaupt einschlug, ist nur wenig bekannt. Es ist wohlbezeugt, daß er sich damals immer noch mit dem Wunsche trug, Geistlicher zu werden, auch daß er sich mit einzelnen seiner Schulfreunde zu Andachtsübungen vereinte, welche an das Stundenwesen des altwürttembergischen Pietismus erinnern. Im übrigen stand er ganz unter dem Einfluß der christlichen Richtung Klopstocks und seiner Oden, auch unter der Einwirkung Albrecht v. Hallers.

Ohne Zweifel geschah es im ersten Jahr des Aufenthalts auf der Solitude, daß Schiller ein erzählendes Gedicht „Moses“ schrieb. Petersen berichtet, es sei in diesem Gedicht weniger eigenes, wirkliches Schaffen, als mühevoll nachgebildet und nachstreben zu erkennen gewesen. Gleichwohl ist es sehr zu bedauern, daß dieses frühe Denkmal der Entwicklung des Schillerschen Geistes bis auf die letzte Spur verloren gegangen ist. Um dieselbe Zeit wurde Schiller von einem seiner Freunde auf Gerstenbergs Trauerspiel „Ugolino“ aufmerksam gemacht, welches 1768 erschienen war. Der Stoff ist grausig, ein Bild aus Dantes Hölle. Ein Vater, mit seinen Söhnen in einen Turm eingeschlossen, stirbt mit ihnen den langsamen Hungertod. Schiller nahm keinen Anstoß daran, daß sich dieser Stoff gewiß am allerwenigsten in die Form eines Dramas fügt, sondern war von der teils kraftvollen, teils empfindsamen Behandlung des erhabenen Gräßlichen hingerissen.

Die Erziehungsweise in der Akademie war eine streng militärische. Die Zöglinge trugen Uniform, hellblauen Rock mit schwarzer Verbrämung und weiße Beinkleider. Der Unterschied der Stände, aus welchen die Zöglinge hervorgegangen waren, wurde von den Aufsehern berücksichtigt. Es klingt lächerlich, wenn wir hören, daß in einem See bei der Solitude der Badplatz für die Adeligen von dem für die Bürgerlichen durch einen Querdamm geschieden wurde. Allein im Verkehr der jungen Leute unter einander schlifften sich derartige Unterscheidungen, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, bald ab. Daß für einen Jüngling, welcher wie Schiller vorwiegend ein Innenleben führte, die soldatische Strammheit der Anstalt manchmal lästig werden mußte, wird man von vornherein zugeben. Allein wir haben keine Spur davon, daß sich der junge Schiller auf der Solitude durch die Fesseln dieser Zucht eigentlich geknechtet und niedergedrückt fühlte; die soldatisch-geschulten Aufseher der Anstalt ließen sich gutmütige Neckereien von Seiten der Zöglinge nach wohlverbürgten Nachrichten nicht ohne Laune gefallen, wenn sie auch in Außerlichkeiten hin und wieder kleinlich denken und peinlich verfahren mochten. Es ist eben so einseitig und unverständlich, die Anstalt auf der Solitude mit Schubart eine Sklavenplantage zu nennen, als mit einem Ömler sich und andern vorzuschwatzen, Schiller habe nächstlicherweile die umliegenden Wälder durchschweif.

Gewiß war die Erziehungsweise auf der Solitude nicht eine durchaus richtige. Durch den Versuch, welchen der Herzog selbst anzustellen beliebte, die Zöglinge durch einander beaufsichtigen und sich in ihren Eigentümlichkeiten gegenseitig schildern zu lassen, mußte ein vorlautes Wesen geweckt und genährt werden. So gab der Herzog z. B. 1774 die Frage zur schriftlichen Beantwortung an die erste Abteilung: „Welcher ist unter euch der Geringste?“ Fünf Zöglinge, unter ihnen Schiller, bezeichneten als den unwürdigsten einen gewissen C. K. ... Schiller that es in lateinischen Distichen, welche uns noch erhalten und immerhin nicht nur formgewandt, sondern auch bis auf einen gewissen Grad gutmütig sind. Der Herzog hat die Urteile, welche über Schiller aus diesem Anlaß von seinen Mitschülern abgegeben worden sind, zusammenstellen lassen. Allein diese Bemerkungen tragen so sehr den Stempel eines unreifen und schwankenden Urteils, daß wir uns nicht länger dabei aufhalten. Einer der Eleven hat bekanntlich über Schiller das Urteil abgegeben: „Ist gewiß ein guter Christ, aber nicht gar reinlich.“ Dieser drollige Satz büßt den Schein des Geistreichen ziemlich ein, wenn man bedenkt, daß die Antworten nach einem Frageplan gegeben werden mußten, in welchem Religion und Sauberkeit im äußeren Auftreten neben einander stehen. – Lavater, welcher 1774 der Akademie einen Besuch abstattete, hoffte bei Zöglingen und Lehrern Stoff für seine physiognomischen Studien zu finden. Wenn er in Schillers Physiognomie Verschmitztheit entdecken wollte, so hat das nach keiner Seite hin viel Bedeutung, höchstens die, daß Schiller, wie noch mancher andere Schwabe, den Schalk im Nacken sitzen hatte.

Überblicken wir den siebenjährigen Zeitraum der Lehrjahre in Ludwigsburg und auf der Solitude, so können wir zusammenfassend sagen: Der jugendliche Schiller ist ein begabter, vielversprechender und lenksamer Zögling, und verdankt seiner Heimat das, was man hierzuland einen guten Schulsack nennt. Anders gestaltet sich das Bild, wenn wir nun zu dem nächsten, beinahe siebenjährigen Zeitraum 1775-1782 übergehen, welchen wir zusammenfassend die Stuttgarter Zeit Schillers nennen.

4. Die Stuttgarter Zeit.

Herzog Karl Eugen fand, daß die Abgelegenheit der Solitude für seine Anstalt manches Unbequeme mit sich bringe, zumal sich die Aufnahmegesuche von Jahr zu Jahr mehrten. So verlegte er denn seine Pflanzschule in die Hauptstadt Stuttgart, mit welcher er sich kurz zuvor ausgesöhnt hatte. Die Übersiedlung geschah in feierlichen Formen. Am 18. November 1775 marschierten die Eleven mit ihren Vorgesetzten und Lehrern in Uniform und militärischer Ordnung von der Solitude ab. Nachdem sie der Hauptstadt sich bis auf eine halbe Stunde genähert, stellte sich der Herzog, der ihnen feierlichst entgegen geritten war, zu Pferde an ihre Spitze. Langsam, im Paradeschritt, von einer großen Menschenmenge begleitet, zogen sie in Stuttgart ein. Alle Fenster waren mit Zuschauern besetzt. Unter einem Blumenregen, umbraust von donnernden Lebehochrufen auf den Herzog, ging der Zug durch die Straßen. Am Eingange des Akademiegebäudes standen die Eltern und Angehörigen der Eleven und begrüßten die junge Schar mit freundlichem Zuruf.

Wir haben deutlich erklärt, wie hoch wir den Bildungsgewinn anschlagen, welchen Schiller aus der Anstalt auf der Solitude gezogen hat, und dies gilt unter veränderten Umständen auch für die Stuttgarter Zeit. Gleichwohl müssen wir ebenso bestimmt hervorheben, wie sich ungefähr von der Übersiedlung nach Stuttgart an diejenige Seite der Schillerschen Geistesrichtung herausbildet, welche den reiferen Jüngling zuletzt mit innerlicher Notwendigkeit aus der Heimat hinausstreift. Bisher hat das engere, im buchstäblichen Sinne des Wortes enge Vaterland vorwiegend Anmutendes und Anziehendes für Schiller gehabt. Nunmehr tritt, langsam sich vorbereitend, eine Abkühlung, eine Entfremdung, die sich schließlich bis zum Widerwillen steigert, an die Stelle der freundlichen Beziehung zur Heimat. Schiller wechselt seinen äußeren Beruf, ohne die gehoffte Befriedigung, den erwünschten Haltpunkt zu finden. Für seinen wahren inneren Beruf, dessen er aber noch nicht unzweifelhaft sicher ist, findet er im Schwabenland nicht den richtigen Boden, und in dem ihn umgebenden Freundeskreis teils zweifelhafte, teils allzudürftige Förderung. Die gesellschaftliche Stellung wird, während sie sich bei dem Karlsschüler befestigt hat, bei dem Regimentsfeldscherer mehr und mehr eine schwankende und unsichere. Das persönliche Verhältnis zum Herzog wird nach mancherlei Schwankungen gerade im entscheidenden Punkte ein für den Dichter drückendes, zuletzt peinliches; der gärend aufstrebende Geist des jungen Mannes durchbricht die Schranken.

Die Gärung, welche Schiller in diesem Zeitraum durchzumachen hatte, kündigt sich schon im Wechsel seines äußeren Berufes an. Mit der Verlegung der Akademie nach Stuttgart errichtete der Herzog die zur Medizin erforderlichen Lehrstühle, während auf der Solitude allenfalls nur in den vorbereitenden naturwissenschaftlichen Fächern unterrichtet worden war. Er erließ die Anfrage, wer von den Zöglingen sich dem medizinischen Studium widmen wolle. Es meldeten sich sieben Zöglinge, unter ihnen Wilhelm v. Hoven und Friedrich Schiller. Durch welche innerlichen Gründe die beiden zu diesem Berufswechsel bewogen wurden, können wir wohl nicht mehr mit Sicherheit entscheiden. Scharfenstein deutet das Gewalttame und Plötzliche des Entschlusses richtig an, indem er ihn einen Naptus nennt. Jedenfalls traf der bedeutsame Schritt mit einem ausgesprochenen Wunsche des Herzogs zusammen, welcher seine Akademie mit Juristen überfüllt sah. Weniger befriedigt war der Vater Schillers mit der Wahl seines Sohnes; es war ihm leid, daß er die juristischen Bücher zwecklos angeschafft habe. Ob der Sohn der Meinung war, daß sich Medizin und Dichtung leichter neben einander betreiben lassen, als Juristerei und Poesie, wissen wir nicht; allem nach suchte er über diese Frage selbst gar

nicht zur Klarheit zu kommen. Aber das Zeugnis müssen wir ihm geben, daß er es mit dem neuergriffenen Studium ernst nahm, so ernst, wie der ältere Hoven, welcher sein Leben lang der Medizin treu blieb. Als die einflußreichsten Lehrer Schillers haben wir den Professor Consbruch, den Leibmedikus Dr. Reuß und den Chirurgen-Major Klein zu nennen. Die guten Fortschritte Schillers in seinen Berufsstudien wurden gebührend anerkannt. Schiller schrieb im Jahre 1779 und 1780 einige Probeschriften; eine, welche mit seinem Berufsstudium enger zusammenhängt und in lateinischer Sprache abgefaßt ist, „über den Unterschied der entzündlichen Fieber und der Faulfieber.“ Diese verloren gegangene Schrift wurde nicht des Druckes würdig befunden, weil „der Verfasser, wie man überall bemerken kann, wenige Zeit auf die Verfertigung dieser Schrift verwandt, und deswegen eine solche Veränderung damit vorgenommen werden müßte, welche einer durchgängigen Umarbeitung beinahe gleichkäme, wozu aber die Zeit allbereits zu kurz wäre.“

Eine etwas freundlichere Beurteilung erfuhr die frühere Probeschrift: „Philosophie der Physiologie,“ welche in lateinischer und deutscher Bearbeitung wenigstens bruchstückweise erhalten ist. Am absprechendsten äußert sich Klein: „Zweimal habe ich diese weitläufige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht erraten können.“ Namentlich tadelt Klein, „daß der Eleve den unsterblichen Haller angreife, ohne welchen er doch gewiß ein elender Physiologus wäre.“ „Übrigens,“ sagt Klein, „gibt die feurige Ausführung eines ganz neuen Planes von des Verfassers auffallend guten Seelenkräften Zeugnis, und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternehmenden und nützlichen Gelehrten.“ – Consbruch findet ebenfalls viel sehr Gutes und Wohldurchdachtes, aber er hätte in einer Schrift, wo es auf deutliche und bestimmte Ausdrücke ankommt, eine weniger blühende Schreibart gewünscht. Ganz ähnlich urteilt Reuß, welcher den Stil durchaus frei und schwülstig, die Gedanken reich und aufbrausend nennt. Der Herzog, welcher nicht nur diese unterthänigsten Berichte, sondern auch die Schrift selber las, urteilte, daß der junge Mensch viel Schönes darinnen gesagt und besonders viel Feuer gezeigt habe. „Ebeneswegen aber, und weil solches wirklich noch zu stark ist, denke ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihn sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, ein recht großes Subjektum werden kann.“ Übrigens wurde Schiller zum Lohn für seinen Fleiß zu vier Preisen vorgeschlagen, auch zu einem in der deutschen Sprache und Schreibart. Zwei diese Preise erhielt er wirklich, indem er mit einigen seiner Schulfreunde zu losen hatte. Dieser Preisverteilung in der Akademie wohnte Goethe an, der 1779 mit seinem Herzog Klar August an den Höfen in Karlsruhe und Stuttgart verweilte. Aber die zur Erreichung des Grades eines Chevaliers erforderliche Dreizahl von Preisen blieb Schiller versagt. Am freundlichsten wurde sowohl von den Ärzten, als namentlich von Professor Abel die von der „Philosophie der Physiologie“ wohl zu unterscheidende Probeschrift: „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ beurteilt und zum Druck vorgeschlagen; sie ist jetzt unter die sämtlichen Werke Schillers aufgenommen.

Man darf nicht meinen, daß Schiller an dem, was bei seiner Berufswissenschaft zum eigentlich Medizinischen, oder, wenn der Ausdruck erlaubt ist, zum Handwerksmäßigen gehörte, mit schöngeistiger Zimmerlichkeit vorübergegangen sei. Er selbst spricht sich dahin aus: „Ich kenne kein Thema aus der Medizin, das sich nicht ganz auf Erfahrung gründete.“ Ja, man möchte wünschen, daß in einige der Gedichte Schillers, die neben dem medizinischen Studium her entstanden sind, auch in die „Räuber“, welche übrigens der junge Dichter in der Zeit des angestrengtesten Berufsfließes beiseite legte, etwas weniger vom widerlichen Duft des anatomischen Hörsaales

und des Seziertisches übergegangen wäre. Indessen ließ er neben der handgreiflichen Seite der Heilkunde die geistigere Seite derselben nie aus dem Auge. Neben dem Thema der Probeschrift von 1780 faßte er noch das eigentlich philosophische: „Über die Freiheit und Moralität des Menschen“ ins Auge, und verschloß sich nie gegen die von der ärztlichen Praxis unzertrennliche Seelenkunde und Seelenheilkunde. Er hatte Gelegenheit, im Krankenzimmer der Akademie einen gemütskranken Jüngling, den Sohn eines Mömpelgarder Geistlichen, zu beobachten. Die verschiedenen Berichte, welche Schiller über den Verlauf dieser Gemütskrankheit im Hochsommer 1780 an die Vorgesetzten der Anstalt erstattete, sind eingehend, umsichtig und nüchtern; sie verraten für einen einundzwanzigjährigen Jüngling ein ungewöhnliches Maß scharfer Beobachtungsgabe und reifen Urteils. Wenn man die medizinische Studienlaufbahn Schillers überblickt, und etwa noch seinen eingehenden Bericht über eine Leichenöffnung vergleicht, wie er bei Wagner abgedruckt ist, so wird man sagen können: Schiller ist in seinem Berufsstudium fleißig und eifrig gewesen. Er war darin zu einem gewissen Abschluß gekommen, als er am 14. Dezember 1780 aus der Akademie austrat, um als Regimentsarzt bei dem in Stuttgart liegenden Grenadierregiment des Generals Augé einzutreten.

Die Stellung war keine glänzende. Schiller bezog eine monatliche Besoldung von 18 Gulden Reichwährung, etwas 30 Mark. „Obwohl die Berufsfähigkeiten Schillers,“ urteilt Streicher, „eine würdigere Auszeichnung verdient hätten, und auch die Stelle mit ihrem kleinen Solde sehr tief unter der Erwartung der Eltern war, die, dem gegebenen Versprechen des Herzogs gemäß, auf eine weit bessere Versorgung gezählt hatten, so durfte doch von keiner Seite ein Widerspruch erhoben oder eine Einwendung dagegen gemacht werden. Und Schiller selbst, der die größte Ursache zu klagen gehabt hätte, war am besten mit dieser Entscheidung zufrieden, weil nun seine Thätigkeit freien Raum hatte.“

Der Wirkungskreis freilich, welcher dem jungen Heilkundigen angewiesen war, scheint ihn weniger befriedigt zu haben. Ed. Boas (Schillers Jugendjahre I, 338) trägt allerdings die Farben etwas stark auf, aber in einzelnen Zügen dürfte er wohl das Richtige treffen, wenn er sagt: Amt und Ausübung der Medizin machten ihm wenig Sorgen, obwohl sein Wirkungskreis eigentlich ein ganz bedeutender war. Das Regiment Augé war etwa 240 Mann stark, und der größte Teil dieser Grenadiere war so hinauf, daß sie recht gut für Invaliden gelten konnten. Seitdem der Herzog seine Vorliebe fürs Militär aufgegeben hatte, waren alle jüngeren und kräftigeren entlassen worden, nur die ausgedienten hatte man aus Mitleid behalten, und sie schlichen nun in geflickten Uniformen als wahre Jammerbilder durch die Straßen von Stuttgart. Schiller fühlte sich verletzt, weil man ihn ohne Porteepee mit untergeordnetem Rang angestellt hatte; er sah darin eine beschämende Zurücksetzung gegen andere Akademiker, welche längst Offiziere waren, und solche Stimmung eignete sich nicht, seinen Eifer zu erhöhen. Außerdem sagte ihm die praktische Medizin sehr wenig zu; er trug sich mit dem Plan, einen Lehrstuhl zu besteigen und Physiologie oder andere theoretische Zweige der Heilkunde vorzutragen. Aber auch für diesen Zweck sah man ihn kaum eine ernstliche Anstalt treffen; denn während der ganzen medizinischen Laufbahn in Stuttgart kaufte er nur ein einziges unbedeutendes Buch, das sich auf seine Fachwissenschaft bezog, nämlich den „Almanach für Apotheker auf das Jahr 1781.“

Der nächste Vorgesetzte des jungen Regimentsarztes war der der Schillerschen Familie von Ludwigsburg her befreundete Leibmedikus Dr. Elwert, und der Herzog hatte den Befehl gegeben, daß er sich in allen bedenkliehen Fällen an diesen seinen Vorgesetzten wenden sollte. Dieser Befehl war wohl angelegt, da Schiller auch in der Heilkunde manchmal Kraftstücke lieferte, und namentlich seinen Grenadiern gerne starke Brechmittel verordnete. Zuweilen war seine Kühnheit mit Erfolg gekrönt. So ging er bei der Behandlung einiger Nervenfieberkranken trotz dem

Kopfschütteln der Ärzte aus der alten Schule ganz seinen eigenen Weg und rettete seinen Patienten das Leben. Elwert aber, der Schillers Begabung zu schätzen wußte, obwohl es zwischen beiden anfangs zu erregten Auftritten gekommen war, erließ an alle ihm unterstellten Militärärzte die Weisung, ihm jedes Rezept vorzulegen, ehe es angewendet würde, und milderte, wo es ihm nötig schien, die allzu heftigen Kraftmittel des poetischen Heilkünstlers. Übrigens besaß Schiller Laune und geistige Freiheit genug, um bei Gelegenheit seine medizinische Praxis selbst zu bespötteln. „Der Verfasser der Räuber,“ schreibt er in seiner Selbstkritik des Dramas, „soll ein Arzt bei einem württembergischen Grenadierbataillon sein, und wenn das ist, macht es dem Schafsinne seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis (Brechmitteln) eben so lieben als in Aestheticis (schönwissenschaftlichen Angelegenheiten), und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur übergeben.“ Auch der Vorrede zu den Räufern mit ihrem Motto aus dem Hippokrates: „Was keine Arznei heilt, heilt das Messer, was kein Messer heilt, heilt das Feuer,“ merkt man wohl an, daß sie aus der Feder eines Mediziners geflossen ist. Übrigens hat Schiller noch am letzten Morgen, bevor er von der schwäbischen Heimat endgiltig Abschied nahm, seinen gewiß anstrengenden und geistig ohne Zweifel minder anregenden Dienst im Lazaret der Stuttgarter Grenadierkaserne pflichtmäßig besorgt. Eine Praxis in der Stadt suchte und fand er nicht; vielleicht war das gar nicht mit seinen dienstlichen Pflichten zu vereinigen, vielleicht war auch sein äußerliches Auftreten allzu ungebunden und burschikos, ihm eine solche Praxis zu erwerben. Alles in allem: die schwäbische Heimat hatte keinen Platz für Schiller, den praktizierenden Arzt.

Wir können schon nach dem Bisherigen vermuten, daß Schiller nur ganz kurze Zeit (ums Jahr 1777) die Ausbildung seiner poetischen Anlagen dem ärztlichen Fachstudium zu lieb vollständig unterbrach. Bis auf einen gewissen Grad wurde diese Ausbildung von oben herab begünstigt. Der Herzog sah er gewiß gern, wenn aus seiner Anstalt auch ein bedeutender Dichter hervorging, wiewohl er ohne Zweifel unter der Schar seiner Eleven sich einen Verfasser der Räuber gar nicht denken konnte. Die Geburtstage der Reichsgräfin von Hohenheim wurden, wie bereits erwähnt, mit großer Pracht gefeiert. Die Zöglinge sahen sich veranlaßt, in Reden und Gedichten der Gefeierten Weihrauch zu streuen. Schiller leistete nach dieser Richtung Starkes in den „Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste Ihrer Excellenz“ (wahrscheinlich 1778). Er leiht dem Bilde Franziskas die leuchtendsten Farben:

Ihr Anblick segenvoll – wie Sonnenblick den Fluren,
Wie wenn vom Himmel Frühling niederströmt,
Belebend Feuer füllt die jauchzenden Naturen
Und alles wird mit Strahlen überschwemmt:

So lächelt alle Welt – so schimmern die Gefilde,
Wenn Sie, wie Göttin, unter Menschen geht,
Und Ihr fließt Segen aus und himmelvolle Milde
Auf jeden, den Ihr sanfter Blick erspäht...

Den Schülerinnen der Ecole des demoiselles, einer Anstalt, welche, ohne eine größere Ausdehnung zu erlangen, auf der Solitude wie in Stuttgart neben der Akademie herlief und unter dem Protektorat Franziskas stand, legt Schiller die ehrfurchtsvolle Ansprache an die Reichsgräfin in den Mund:

Wenn das Gefühl, das unser Herz durchflossen
Bei aller Liebe reichlichem Genuß,
Womit Sie Edelsteil uns übergossen,
Erröten und erlahmen muß,
So hebt uns doch das selige Vertrauen:

Franziska wird mit gnadenvollem Blick
Auf Ihrer Töchter schwaches Opfer schauen,
Franziska stößt die Herzen nicht zurück!

Und feurvoller wird der Vorsatz uns beleben,
Dem Meisterbild der Tugend nachzustreben!

Noch überschwenglicher ist eine Rede in Prosa, die Schiller auf den Tag verfaßte:

„Durchlauchtigster Herzog! Nicht mit der schamrot machenden Lobrede kriechender Schmeichelei (Ihre Söhne haben nicht zu schmeicheln gelernt), nein – frei mit der offenen Stirne der Wahrheit kann ich auftreten und sagen. Sie ists – die liebenswürdigste Freundin Karls! Sie die Menschenfreundin! Sie unser aller besondere Mutter! Franziska! Nicht den prangenden Hof – die Großen Karls nicht – nicht meine Freunde, die alle glühend den Wink erwarten, in ein stürmisches Lob auszubrechen – nein, die Armen in den Hütten ruf ich jetzt auf – Thränen in den Augen! Franziska! Thränen der Freude und Dankbarkeit! Im Herzen dieser Unschuldigen wird Franziskens Andenken herrlicher gefeiert, als durch die Pracht dieser Versammlung! – –

Erlauchte Gräfin! Irdische Belohnungen vergehen – sterbliche Kronen flattern dahin – die erhabensten Jubellieder verhallen über dem Sarge. – Aber diese Ruhe der Seele, Franziska! diese himmlische Heiterkeit, jetzt ausgegossen über Ihr Angesicht, laut verkündet sie mir unendliche innere Belohnung der Tugend. – Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine einzige gleich einer Welt – Franziska verdient sie zu weinen.“

Ob diese Rede wirklich vorgetragen worden ist, wer weiß es? Bei den weitaus meisten Reden der Zöglinge konnte es sich nicht um einen öffentlichen Vortrag handeln. Der Herzog fand Gefallen an diesen Deklamationen, er hat sich selber damals in seinen Schriftstücken einer Überfülle von Gedankenstrichen und Ausrufzeichen bedient. Von der Reichsgräfin wurde die zweite Rede Schillers in einer sauberen Abschrift aufbewahrt und von einem Verwandten derselben im Jahr 1839 neu herausgegeben. Nüchtern, gehaltvoller ist eine Schiller zugeschriebene Beantwortung der ebenfalls vom Herzog gestellten Frage: „Ob Freundschaft eines Fürsten dieselbe sei, wie die eines Privatmannes.“

In einem von dem Professor der Akademie, Balthasar Haug, auf den 10. Januar 1779 gedichteten Festspiel: „Der Preis der Tugend in ländlichen Unterredungen und allegorischen Bildern“ trat Schiller als: „Görge ein Bauer“ auf die Bretter der Liebhaberbühne. Seine Rolle war klein, das Stück selbst zeichnet sich durch Frische des Tones vorteilhaft aus. Später trat Schiller (11. Februar 1780) in Goethes Clavigo als Held der Titelrolle auf, jedoch ohne als Schauspieler Lorbeeren zu ernten. Seine Stimme war nach dem Bericht Petersens kreischend und schreiend, seine Bewegungen maßlos unruhig. „Er fuhr in so wilden Zuckungen auf dem Stuhle herum, daß die Zuschauer lachend erwarteten, er werde herunterfallen.“ Zur Feier eines herzoglichen Geburtstags schrieb Schiller ein dramatisches Vorspiel: „Der Jahrmarkt.“ Gewiß ist in diesen höfischen Dichtungen Schillers viel Übertriebenes und Gesteigertes. Schwülstig dagegen sind sie nicht zu nennen, weil von Schwulst doch eigentlich nur da die Rede sein kann, wo eine geistige Saftstockung eingetreten ist.

In der Rede „über die Freundschaft des Fürsten“ ist eine Fülle von geschichtlichen Notizen überraschend. Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß Schiller während seines Aufenthalts in der Stuttgarter Akademie das allgemein bildende Fach der Weltgeschichte durchaus nicht vernachlässigt hat. Dagegen ist als ganz sicher anzunehmen, daß die in Stuttgart 1859 als von Schiller herrührend erschienene „Geschichte von Württemberg bis zum Jahre 1740“ nicht von unserem Dichter verfaßt worden ist. Schon in den Württembergischen Jahrbüchern 1859 ist von dem besten Kenner der vaterländischen Geschichte, Stälin, dem Titel des Buches die Bemerkung beigelegt: „Abdruck eines von Schiller geschriebenen Kollegienheftes von Vorlesungen, welche von Professor J. G. Schott in der Karlsakademie gehalten wurden.“ Demgemäß wurde die allzukühne Behauptung von 1859 auch seitens der Verlagshandlung schon 1860 zurückgenommen, und der Titel des Buches geändert: „Die vaterländische Geschichte in der hohen Karlsschule nach Fr. Schillers Kollegienheft, herausgegeben durch den Sohn eines Karlsschülers und

Freundes Schillers.“ Wenn Schiller das Manuscript wirklich nachgeschrieben und es der Reichsgräfin von Hohenheim, aus deren Papieren dasselbe stammen soll, übergeben hat, so läßt dies nicht nur ein neues Streiflicht auf die Beziehungen des Dichters zu der hochgestellten Frau fallen, sondern ist auch ein Beweis für den Fleiß des Studierenden im Besuch einer geschichtlichen Vorlesung. Ungefähr aus derselben Zeit stammt das im engeren Sinn vaterländische Gedicht Schillers: Graf Eberhard der Greiner, das übrigens mehr in der Wahl des Stoffes, als in der Ausführung glücklich ist.

Daß in Schillers Geistesentwicklung keine Saftstockung eintrat und daß ihn die höfische Richtung seiner Poesie nicht auf allzubedenkliche Abwege führte, hängt wohl damit zusammen, daß er die ihm eigentümliche Begabung mit aller Kraft in der Stille fortbildete. Er lernte Shakespeare kennen und der große Dichter machte einen nachhaltigen Eindruck auf ihn, wenn er sich auch nur allmählich, wie er uns selber geschildert hat, in den eigenartigen Geist des Briten finden konnte. „Als ich in einem sehr frühen Alter diesen Dichter kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzerschneidenden Auftritte im Hamlet, König Lear u. s. w. durch einen Narren zu zerstören, die ihn bald da fest hielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da fortriß, wo das Herz so gern still gestanden wäre“ (Über naive und sentimentale Dichtung). Auch Ossian fesselte ihn eine Zeit lang. Klopstock gegenüber nahm Schiller mehr und mehr eine selbständige Haltung ein. Die Oden Klopstocks, die ihm nicht gefielen, durchzog er mit dicken Tintenstrichen; das allzuwortreiche der Klopstockschen Poesie beurteilte er scharf und richtig, wobei er freilich für die fremden Fehler einen schärferen Blick hatte, als für seine eigenen, welche mit denen Klopstocks doch einigermaßen verwandt waren. Den Homer, welchen Professor Nast erklärte, las er in der Urschrift. Bei seinem nur um fünf Jahre älteren Marbacher Landsmann, dem Professor Drück, hörte er Vorlesungen über Virgil und übersetzte „den Sturm auf dem tyrrhener Meer“ in deutschen Hexametern. Diese Übersetzung, welche 1780 in Haugs Schwäbischem Magazin veröffentlicht wurde, ist mehr als eine bloße Schülerarbeit. Oft stürmt der Jüngling in kühner Freiheit über sein klassisches Vorbild weg. Am tiefsten aber, im innersten Herzensgrunde wurde er durch Goethes Werther ergriffen, und für die etwas schwächliche Nachbildung des Werther: „Siegwart, eine Klostergeschichte,“ von dem Ulmer Theologen J. M. Miller hatte er noch in späteren Jahren eine gewisse Vorliebe. Schiller selbst erzählte später, daß er oft am einsam vergitterten Fenster über seinen Lilien, die er in Scherben an demselben zog, in den Gefühlen geschwärmelt habe, die der Siegwart ihm erweckt. Goethes Götz von Berlichingen schlug bei Schiller und seinen Freunden mächtig ein. Das Trauerspiel von Leisewitz: „Julius von Tarent“ lernte er fast auswendig. Klingers Dramen, welche die höchste Bewegung der Leidenschaft und eine Fülle tiefer Gedanken vereinigten, wirkten, wie sich Schiller noch 1803 erinnerte, mit Kraft auf seinen Geist.

Vermittelnd zwischen dem medizinischen Studium und der Dichtung stand bei Schiller seine Beschäftigung mit der Philosophie, die zwar nicht besonders in die Tiefe ging, aber doch auch nicht bloß gelegentliche Liebhaberei war. Mehr als man vermuten sollte, wirkte die Moralphilosophie des Engländers Ferguson (1723-1816) auf ihn. Dieser Einfluß wurde erst in den reiferen Jahren des Dichters durch den Eindruck, welchen Kant auf ihn machte, ausgeglichen. Auch mit Spinoza beschäftigte er sich. Weitaus am tiefsten und nachhaltigsten aber wirkte auf ihn Rousseau, wie das schwärmerische Gedicht beweist, das von Schiller mit starken Abkürzungen in die Ausgabe seiner Werke aufgenommen worden ist.

Man hat die Strenge, mit welcher die Privatlektüre der Zöglinge in der Akademie überwacht worden sei, manchmal übertreibend dargestellt. Es ist wahr, daß von Zeit zu Zeit untersucht wurde, welche Bücher sich in den Händen der Zöglinge befanden. Und hier zeigt sich die

Zwitterstellung der Akademie zwischen Gymnasium und Hochschule im Kleinen recht auffallend. Wenn man aber bedenkt, was Schiller alles während seines Aufenthaltes in der Karlsschule tatsächlich gelesen hat, und wenn man den amtlichen Bericht über eine derartige Untersuchung, welche kurz nach Schillers Austritt vorgenommen wurde, nachliest, so wird man einräumen, daß die Einschränkung keine launenhafte und keine allzustrenge war.

Was Schillers eigene Gedichte, soweit sie während seines Aufenthaltes in der Akademie und in den beiden Jahren hernach entstanden sind, betrifft, so ist im Laufe der Jahrzehnte von seinen Biographen eine große Anzahl derselben ans Licht gezogen worden. Schiller selbst hat bekanntlich wenige unter seine Werke aufgenommen und sie streng beurteilt. Das erste, welches gedruckt wurde, ist „Der Abend,“ ein elegisches, zum Teil idyllisches Landschaftsgemälde, in welchem man die Umrisse der weichen Formen des schwäbischen „Unterlandes“ wiedererkennt. Professor Haug veröffentlichte es in dem von ihm geleiteten „Schwäbischen Magazin 1776“ mit einigen aner kennenden Bemerkungen. Dagegen sind die religiös angehauchten „Morgengedanken am Sonntag,“ welche in derselben Zeitschrift 1777 erschienen, und welche man auch schon für ein Produkt Schillers gehalten hat, – sie sind in Prosa geschrieben, – wahrscheinlich von Schubart. Kraftvoller, als „Der Abend,“ leidenschaftlich und stürmisch ist Schillers Gedicht „Der Eroberer,“ ebenfalls im Schwäbischen Magazin. Nach seinem Austritt aus der Karlsschule (1781) ließ er, ohne seinen Namen zu nennen, ein Zorn- und Strafgericht gegen die Wollust drucken: „Der Venuswagen.“ Schon im Jahre 1780 hatte er auf den Tod des jüngeren Hoven die von ihm selbst in die Ausgabe der Werke aufgenommene „Leichenphantasie“ gedichtet. Während diese, wie auch das Beileidsschreiben Schillers an v. Hovens Vater, mehr wehmütig ist, so flammen und qualmen dagegen die Gefühle trotzigen, weltverachtenden Schmerzes in der „Elegie auf Weckerlins Tod,“ ähnlich wie die Fackeln, bei deren Schein man damals Leichenbegängnisse zu veranstalten pflegte. Schiller ließ die Elegie auf den Tod des jungen Mediziners im Namen der Berufsgenossen in stattlicher Folio-Ausgabe drucken. (Stuttgart, den 16. Januar 1781, mit Mäntlerschen Schriften.) Eine gewisse Abkühlung für die himmelstürmenden Klagen war es, daß der Dichter, wie er am 1. Februar 1781 an Hoven schreibt, wegen der durch das „Carmen“ verursachten Druckkosten von Drucker und Buchbinder überlaufen wurde. Andere Gedichte aus dieser Zeit bestimmte Schiller für Stäudlins Musenalmanach „Schwäbische Blumenlese“. Sehr viele nahm er in die „Anthologie“ auf, welche er 1782 selbst herausgab. Er war überhaupt kurz nach seinem Austritt aus der Akademie publizistisch stark beschäftigt. Schon 1781 hatte er die Redaktion der mit einem politischen Blatt verbundenen „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ übernommen, welche Dienstags und Freitags bei Mäntler in Stuttgart erschienen. Die meisten Gedichte der „Anthologie“ sollen von Schiller sein. Der Dichter hat aber seinen Namen unter allen möglichen Anfangsbuchstaben so sehr versteckt, daß es oft nicht leicht ist, sein Eigentum von fremdem zu sondern. In der „Anthologie“ nahm Schiller zugleich eine Kampfesstellung gegen Stäudlin ein; er wollte mit jener dessen „Blumenlese“ zermalmen. Mit Gotthold Friedrich Stäudlin, 1758 in Stuttgart geboren und dort als Kanzleiadvokat angestellt, der nicht ohne dichterische Begabung war, zerfiel Schiller bald, weil Stäudlin nur ein Gedicht von Schiller und dieses verstümmelt in seine Blumenlese aufnahm. Später näherte sich Stäudlin wieder: als Charlotte v. Kalb 1793 für ihren Sohn einen Hofmeister durch Schiller suchte, welcher sich damals in Ludwigsburg aufhielt, empfahl ihm Stäudlin den jungen Höderlin, welcher mehrere Beiträge in seinen Musenalmanach geliefert hatte. Stäudlin selbst versank nachmals in Trübsinn, und während einer Reise endete er sein Leben am 11. September 1797 freiwillig im Rhein. Viele Gedichte, die damals aus Schillers Feder flossen, können ohne Frage unsere Teilnahme nur noch deswegen erwecken, weil sie einen Beitrag zur Geschichte seiner geistigen Entwicklung

liefern. Manches ist wegen Unreife oder wegen des gesteigerten Ausdrucks nicht mehr recht genießbar. Aber eines kann man diesen Gedichten nicht absprechen: sie haben mit verschwindenden Ausnahmen alle Stil. Und so können wir uns wohl das Endurteil von Eduard Boas aneignen: „Blickt man auf das halbe Hundert dieser Gedichte zurück, so erstaunt man über die Fülle von Gedanken und Empfindungen, von Bildern und Formen, von Humor und Satire, welche dem 22jährigen Jüngling zu Gebot stand. Man gewinnt dadurch eine ganz andere Einsicht in Schillers Geistesleben, als wenn man ihn nur aus den gesammelten Werken kennt.“

Der Vollständigkeit wegen ist noch zu erwähnen, daß Schiller an Stelle des 1780 eingegangenen Schwäbischen Magazins von Haug 1782 im Verein mit seinen Freunden Petersen und Professor Abel ein „Wirtembergisches Repertorium der Litteratur“ begründete. Es erschienen hier zuerst einige seiner kleineren Prosaschriften, z. B.: „Über das gegenwärtige deutsche Theater“, – „Der Spaziergang unter den Linden“, welche jetzt etwas verändert oder verkürzt in der Reihe der gesammelten Werke stehen. Außerdem trat er hier, zum Teil mit ätzender Schärfe, als Beurteiler fremder Gedichte auf.

Doch das Hauptwerk Schillers, das in der Akademie nicht langsam, aber stoßweise heranwuchs, und das nicht nur auf seine innere Entwicklung, sondern auch auf seinen äußeren Lebensgang den entscheidendsten Einfluß übte, sind die Räuber. Wann Schiller die Räuber überhaupt begonnen hat, ist nicht ganz sicher, wahrscheinlich schon 1776. Einige dramatische Entwürfe: „Der Student von Nassau“, und „Kosmus (oder vielleicht Julian?) von Medici“, waren vorangegangen. Beide haben wir nicht mehr. Der Student von Nassau, wie es scheint ein Werther in Form eines Trauerspiels, wurde vom Dichter selbst völlig verurteilt. Aus „Kosmus von Medici“ hat Schiller manches wörtlich in die Räuber herübergenommen. Das äußerliche Gerüste zu der Fabel in den Räubern lieferte eine Erzählung, welche im Schwäbischen Magazin von 1775 stand und wahrscheinlich von Schubart geschrieben ist: „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“. Die Räuber entstanden, ihrer vulkanischen Natur entsprechend, in einzelnen gewaltsamen Ausbrüchen. Schiller deklamierte oder las die einzelnen Szenen, oft auch nur Bruchstücke von Szenen, seinen Schulfreunden vor. Der aus der Akademie hervorgegangene Maler V. Heidehoff täuscht sich ohne Zweifel in seinen Erinnerungen, wenn er die Sache so darstellt, als ob Schiller schon im Jahr 1778 die Räuber vollendet und als fertiges Stück ihm, dem Kupferstecher Schlotterbeck, dem Schulfreund Wilhelm von Hoven und dem späteren Bildhauer Dannecker vorgelesen habe. Das aber scheint nicht anfechtbar zu sein, daß Schiller wirklich an einem schönen Maimorgen des Jahre 1778 im Bopserwäldchen bei Stuttgart ein auf der Krankenstube der Akademie niedergeschriebenes bedeutendes Bruchstück des Dramas den genannten Freunden vorgetragen hat. Die Skizze, in welcher Heidehoff diesen Augenblick verewigt und nach welcher sein Sohn C. v. Heidehoff das bekannte Bild gemalt, hat Anspruch auf geschichtliche Treue.

Die erste Auflage der Räuber mit einem wahrscheinlich von einem Karlsschüler radierten Titelbilde, eine Szene des Schauspiels darstellend, ließ Schiller im Sommer 1781, ohne seinen Namen zu nennen, unter dem Aushängeschild Frankfurt und Leipzig 1781 in Stuttgart drucken, und zwar auf eigene Kosten, da sich kein Verleger fand. Diese Ausgabe wie auch der Druck des Wirtembergischen Repertoriums stürzte den Dichter in Schulden. Die zweite Ausgabe in ihrer Doppelgestalt als Lesedrama und als Bühnenausgabe (1782) gehört nicht mehr dem Schwabenland, sondern der Stadt Mannheim, die Aufführung des Stückes (die erste 13. Januar 1782) zunächst der 1779 gegründeten Mannheimer Nationalbühne an. Schiller wohnte mit Petersen der ersten Aufführung in Mannheim an, nachdem er bei der Feier des Geburtstags der Reichsgräfin von Hohenheim drei Tage vorher noch seiner Pflicht als ehemaliger Karlsschüler genügt hatte. Ebenso besuchte er mit einigen Bekannten eine weitere Mannheimer Aufführung im Mai 1782, was ihm

einen vierzehntägigen Arrest zuzog, da er ohne Urlaub zu nehmen verweist war. Die zündende Wirkung, welche die Räuber als Buch in Stuttgart übten, hat am anschaulichsten und unmittelbarsten Andreas Streicher geschildert. Übrigens wurde das Buch nach alter schwäbischer Sitte in Stuttgart mehr gelesen, als gekauft. Ein Exemplar sandte Schiller an den schwäbischen Landsmann Wieland in Weimar und erhielt von ihm einen schmeichelhaften Brief. Der Dichter selbst that sich etwas darauf zu gut, daß die Räuber das erste Schauspiel seien, „auf württembergischem Boden gewachsen“. Es hat in der That von diesem Boden manchen Erdgeschmack angenommen. Die Lebhaftigkeit und das Feuer des Dialogs ist ein Spiegelbild der übersprudelnden Laune, mit welcher die Schulfreunde unter einander zu verkehren pflegten. Einzelne Namen und Charakterzüge hat der Dichter von seinen Mitschülern und den Aufsehern in der Akademie entlehnt. Außerdem ist wohl zu beachten, daß es damals nicht etwa bloß in den „böhmischen Wäldern“, sondern im lieben Schwabenlande selbst, allerdings nicht in der Nähe von Stuttgart, aber in abgelegenen Gegenden – wie in Oberschwaben noch bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts herein – Räuberbanden gab. Im Fiesco, welchen Schiller als dramatischen Stoff schon in der Akademie ins Auge faßte und 1782 nahezu fertig mit nach Mannheim brachte, wäre dem Dichter die eigentümliche Darstellung der Schwüle, die über manchen Teilen des Stückes liegt, schwerlich gelungen, wenn er nicht in Stuttgart einigermaßen einen Einblick ins Leben und Treiben eines Hofes gewonnen hätte. Daß in einzelnen Zügen und Figuren der „Luise Millerin“ (Kabale und Liebe) mehr oder weniger unmittelbare Anspielungen auf Verhältnisse und Gestalten der Heimat wiederkehren, ist bekannt. Auch die Sprache hat hier einen leisen mundartlich schwäbischen Anflug.

Die Räuber aber kosteten den Dichter, wie er selbst sagt, Familie und Vaterland.

Die Akademie zu Stuttgart, in welcher Schiller einen großen Teil seiner Jugendjahre (15. Nov. 1775 – 12. Dezbr. 1780) zubrachte, ist ein weitläufiges Gebäude, das sich an die fürstliche Residenz anschloß und noch heute die Akademie heißt. (Siehe den Plan Seite 24 u. 25.) Ursprünglich eine Kaserne, war sie für ihren neuen Zweck in großer Eile hergerichtet worden, aber in einzelnen Teilen fehlte es nicht an Prunk und Pracht. Der Herzog ging auch hier aus und ein, wie er auf der Solitude gethan hatte, und speiste manchmal mit Franziska im „Tempel“, einem neben dem Speisesaal befindlichen Gemach, von wo aus er durch geöffnete Flügelthüren die Tafeln seiner Zöglinge überblicken konnte.

Eigentliche Ferien gab es in der Akademie nicht. Nur an Sonntagen durften die Zöglinge zuweilen Bekannte in der Stadt und ihre auswärtigen Angehörigen besuchen, oder von denselben, doch nicht von erwachsenen Schwestern, Besuche annehmen. Schiller war gut daran, indem ihm der Verkehr mit dem Elternhaus nicht allzusehr erschwert war. Wenige Wochen nachdem die Akademie von der Solitude nach Stuttgart verlegt worden, zogen die Eltern Schillers in den stillgewordenen Räumen der ländlichen Schloßanlage ein. Am 5. Dezember 1775 trat der Hauptmann Schiller aus dem Militärverband und wurde als Vorgesetzter bei der herzoglichen Hofgärtnerei auf der Solitude bestellt. Er trieb hier, zuletzt zum Obristwachtmeister (Major) ernannt, bis zu seinem Tod (7. Septbr. 1796) die „Baumzucht im großen“ und hat unter diesem Titel ein fachmännisches Buch geschrieben. Scharfenstein schildert recht anschaulich, welche Erholung und Erquickung es für den Dichter war, wenn er, zuweilen in Begleitung seiner Freunde, einen Besuch im Elternhause machen durfte. Ob der briefliche Verkehr zwischen Schiller und seinen Angehörigen damals lebhaft war? Schwerlich, denn die Korrespondenz der Zöglinge wurde sehr peinlich überwacht. Auch als Regimentsarzt durfte Schiller keinen Besuch auf der zwei Stunden entfernten Solitude machen, ohne die Erlaubnis seines Generals Augé eingeholt zu haben. Derartige Einschränkung persönlicher Freiheit war, das ist nicht zu leugnen, hart und drückend.

Auf der Solitude (den 8. September 1777) wurde den Eltern die jüngste Tochter, Karoline Christiane geschenkt, im Familienkreis Nanette genannt. Sie wuchs, vom Bruder zärtlich geliebt, heran, ihre Begabung war vielversprechend. Sie starb aber achtzehnjährig (23. März 1796) auf der Solitude. Schiller hat es später beklagt, daß die Akademie ihm den bildenden Umgang genossen hätte. Einigen Ersatz boten ihm immerhin seine Schwestern, namentlich die gescheide Christophine.

Das äußerliche Leben, das Schiller in Stuttgart führte, war eine Junggesellenwirtschaft, die sich, soweit es der Dienst erlaubte, in recht ungebundenen Formen bewegte. Schiller wohnte als Regimentsfeldscherer auf dem kleinen Graben, in der jetzigen Eberhardsstraße, in einem kleinen Parterrezimmer. Das Haus (jetzt Nr. 63, es ist durch eine Tafel bezeichnet) gehörte dem Professor Haug, es wohnte darin eine Hauptmannswitwe Luise Vischer, welche ein Zimmer an den Dichter vermietet hatte. Schon Karoline von Wolzogen hat behauptet, daß die schwärmerischen Lauragedichte, wie sie in der Anthologie stehen, dieser Hauptmannswitwe gelten. Luise Dorothea Vischer, geborene Andrea, geb. 24. August 1751, 1779 verwitwet, hatte zwei Kinder, mit welchen der Dichter in herzlicher und liebreicher Weise verkehrte. Nach den meisten Zeugnissen war sie mehr geistreich, als schön, nach andern Nachrichten besaß sie eine nur ganz gewöhnliche Bildung. Schillers Familie, in welcher die „Vischerin“ viel aus und einging, fand an dem Verkehr Schillers mit der Hauptmannswitwe nichts Anstößiges, und so haben wir auch nichts derartiges zu suchen. Was der Vater Schiller später, in einem Brief vom 30. März 1785, dem Sohn über sie mitteilt, lautet allerdings bedenklich. Sie starb am 21. April 1816 zu Tübingen, wo sie bei einer Schwester, der verwitweten Frau Dekan Weber, eingezogen lebte. Die seit 1860 aufgetauchte Vermutung, daß unter der „Laura“ eine Nichte der Hauptmännin, Wilhelmine Andrea, zu verstehen sei, ist seitdem auch wieder bestritten worden. Der Dichter war sich ohne Zweifel selbst nicht klar über seine Beziehungen zu der leibhaftigen Laura.

In der kleinen Wohnung Schillers herrschte eine geistreiche Unordnung, welche Scharfenstein mit kecken Strichen gezeichnet hat. Auch des Dichters äußerliches Leben bewegte sich während seiner ärztlichen Zeit nicht immer in geordneten Geleisen, in leichtsinnige Gemeinheit ist er, wenn wir die Nachrichten umsichtig prüfen, gewiß nicht verfallen. Die Genossen, mit denen er in der Akademie Freundschaft gepflegt und einen Dichterbund gestiftet, hatten sich zum Teil verlaufen, teils hielten sie aber auch noch zusammen. So Wilhelm v. Hoven, welcher als Arzt am Ludwigsburger Waisenhaus angestellt worden war; Scharfenstein aus Mömpelgard, der als Gouverneur der Festung Ulm gestorben ist; Kapff, der in Stuttgart mit Schiller zusammenwohnte und ebenfalls beim Militär blieb; Petersen, der in Stuttgart Bibliothekar geworden war und, selbst kein Verächter des Weins, an einem gelehrten Werk „über die Nationalneigung der Deutschen zum Trunke“ schrieb; Friedrich Haug, der Sohn des Professors und Verfasser witziger Sinngedichte, der als Bibliothekar in Stuttgart gestorben ist. Von Tübingen aus verkehrte Conz mit dem Schillerschen Freundeskreis; er scheint im äußerlichen Auftreten der sanfteste unter den Jünglingen gewesen zu sein; auch in der Dichtung war er mehr schwärmerisch als stürmisch. Einen andern Freund, den Musiker Andreas Streicher, gewann dem Dichter die Muse. Er war hauptsächlich bei der Flucht Schillers aus Stuttgart beteiligt, welche er in einer besonderen Schrift (Stuttgart 1836) anschaulich und getreu, wenn auch mit einzelnen Gedächtnisfehlern, beschrieben hat. Er lebte dann einige Jahre in Mannheim und München, von wo er 1794 nach Wien ging, sich als Klavierlehrer auszeichnete und später das Pianofortegeschäft seiner Frau, einer geb. Stein aus Augsburg, bis zu seinem Tode (25. Mai 1833) fortführte.

Überblicken wir diesen Freundeskreis, so sehen wir: die Genossen sind alle im Begriff, in dauernde, geordnete Stellungen überzugehen. Schiller allein kann keine feste gesellschaftliche Stellung gewinnen. Seit dem Erscheinen der Räuber sehen die Freunde an ihm als einem rasch berühmt gewordenen Manne hinauf; daß ihn der ärztliche Beruf nicht festhalten könne, ahnten sie wohl alle. Entscheidend aber ist vor allem, daß Schillers persönliches Verhältnis zum Herzog eine stetige Wandlung erfuhr, welche schließlich zum Bruch getrieben hat.

Daß der Herzog Schillers bedeutende Begabung, ja man darf sagen, seine künftige Größe mit einem gewissen Scharfblick erkannt hat, hätte man nie leugnen sollen. Ebenso wenig, daß Schiller noch in den späteren Jahren seines Aufenthalts in der Akademie, ja wohl auch noch nach seinem Austritt dem Fürsten mit der Dankbarkeit eines Sohnes zugethan war. Dabei bleibt stehen, daß die Pflicht der Dankbarkeit insofern für den Dichter eine drückende sein und werden mochte, als er in der Akademie fast ganz auf Kosten des Herzogs erzogen worden war, während andere Zöglinge, namentlich die später eingetretenen zum Teil sehr beträchtliche Kostgelder bezahlten. Ebenso bleibt stehen, daß der Herzog hinsichtlich der künftigen guten Versorgung des Hauptmannssohnes mehr versprochen als gehalten hat. Inwieweit der Herzog die stürmischen Jugendgedichte Schillers beachtet, wie er die Räuber aufgenommen hat, wissen wir nicht, und wir ergehen uns hierüber nicht in Vermutungen. Ob er von dem Besuch, welchen Schiller bei dem gefangenen Dichter Schubart auf Hohenasperg machte, jemals etwas erfahren hat, wissen wir ebenso wenig. Schiller machte diesen Besuch unter Aufsicht, ja durch Vermittlung des Kommandanten auf Hohenasperg, des Generals Rieger. Es ist möglich, daß der Herzog durch die Verherrlichung, welche Schiller dem Kommandanten in zwei Gedichten der Anthologie widerfahren ließ, unangenehm berührt war, aber Sicheres ist auch hierüber nicht bekannt. Dagegen ist es keine Frage, daß der Herzog die zweite heimliche Reise Schillers nach Mannheim (Mai 1782) äußerst ungnädig aufnahm. Es war ihm zuwider, daß sein früherer Zögling hinter seinem Rücken Verbindungen mit dem „Ausland“ anknüpfte.

Die eigentliche Entscheidung hinsichtlich des Verhältnisses, in welchem Schiller zum Herzog stand, wurde doch erst herbeigeführt durch den „Graubündner Handel,“ in welchen Schiller durch eine unvorsichtige Äußerung in den Räufern (II, 3): „Graubünden sei das eigentliche Spitzbubenklima, das Athen der heutigen Gauner,“ verwickelt worden war.

Ob Schiller mit dieser Äußerung, welche er dem Räuber Spiegelberg in den Mund legt, einen in der Akademie angestellten herzoglichen Bediensteten „Namens C.“ (Vittorino Colombazzo?) aus Graubünden treffen wollte, oder ob er eine volkstümliche, für einen Teil von Graubünden nicht ganz unberechtigte Überlieferung in harmlosem Jugendübermut nachschrieb, wird nicht mehr zu entscheiden sein. Einige „Bündner“ oder mit Graubünden befreundete Männer nahmen sich der angetasteten Ehre des Schweizerkantons an, so Wredow, ein Deutscher, früher Hofmeister in Graubünden, schon am 13. Dez. 1781; dann ein Schweizer, Dr. Am Stein, und noch ein eigentlicher „Bündner“. Gehässig gegen Schiller griff in die ganze Angelegenheit der Gartenbauinspektor Walter in Ludwigsburg (geb. 13. Mai 1735, gest. 4. Februar 1788) ein, welcher durch seine Angaben und Zwischenträgerei sonderbarerweise sich das Graubündner Bürgerrecht zu verdienen hoffte; ob der damals 47jährige Mann vielleicht bei seinem Vorgehen etwas gegen den herzoglichen Garteninspektor auf der Solitude im Schild führte, darüber können wir uns kaum eine Vermutung erlauben.

Auf welchem Wege und in welchem Zeitpunkte nun auch der Herzog die erste Kenntnis von dem ganzen Handel gewonnen haben mag: genug, er sah nunmehr in dem Dichter, in dessen Produkten er schon bis dahin „besseren Geschmack“ vermißt hatte, einen eigentlichen Unruhestifter, beschied ihn im Sommer 1782 zu sich nach Schloß Hohenheim und befahl ihm, künftig durchaus keine andern als medizinische Schriften drucken zu lassen. Er

entließ ihn mit der Weisung: „Ich sage Ihm, bei Kassation und Festungsstrafe schreibt Er keine Komödie mehr.“

Daraufhin mußte Schiller, wenn er sich seine Freiheit wahren wollte, einen entscheidenden Schritt thun. Und er that ihn. Während man in Stuttgart mit Vorbereitungen zu festlichem Empfang des Großfürsten, nachmaligen Kaisers, Paul von Rußland beschäftigt war, bereitete Schiller in Gemeinschaft mit Streicher, welcher dem Freund zu lieb den Antritt einer ohnehin geplanten Bildungsreise beschleunigte, im August 1782 seine Flucht nach Mannheim vor, wo er sich dem Ausland, zunächst dem Freiherrn v. Dalberg, in die Arme werfen wollte. Schiller handelte im Einverständnis mit seiner Mutter, ohne Vorwissen seines Vaters, damit dieser nötigenfalls sein Ehrenwort geben könnte, der Aufenthalt des Sohnes sei ihm nicht bekannt. Im darauffolgenden Monat wurde der Plan ausgeführt. In einer milden Nacht, vom 22. auf den 23. September, während das Schloß auf der Solitude zu Ehren der hohen Gäste in zauberhaftem Lichtglanz strahlte, fuhr der Dichter am Elternhaus auf der Solitude und am Hohenasperg, dem Kerker Schubarts, vorüber, den freundlich winkenden blauweißen Grenzpfählen des churpfälzischen Landes zu. An keinem Punkt im Leben Schillers ist die ungeschminkte geschichtliche Wirklichkeit zugleich so sehr die reinste Poesie, wie an diesem. Der treuherzige Streicher, der keinen Anspruch auf schriftstellerische Begabung macht, ist bei der Schilderung dieser Nacht unwillkürlich zum Dichter geworden. Hermann Kurz hat den für Schiller so folgenschweren Schritt meisterhaft beschrieben.

5. Späteres.

Erst nach einem Zwischenraum von elf Jahren sah Schiller die schwäbische Heimat wieder, welcher er in jener Septembarnacht mit dem ausgesprochenen Bewußtsein, daß es sich für ihn um eine „Entschwägung“ handle, den Rücken gekehrt hatte.

Er war durch Enttäuschungen und Demütigungen hindurchgegangen. Aber er war in den Kämpfen seines Lebens innerlich gereift. Er hatte in Frau von Wolzogen eine mütterliche Freundin, in Körner einen väterlichen Freund gefunden. Charlotte v. Lengfeld war am 22. Februar 1790 seine Gattin geworden. Schiller nahm in Jena als Hofrat und als Professor der Geschichte eine geachtete, äußerlich wohl bescheidene, innerlich ihn befriedigende Stellung ein. Er arbeitete am Wallenstein.

Im Sommer 1792 wurde Schiller durch einen Besuch, welchen seine Mutter und seine jüngste Schwester Nanette in Jena machten, erfreut. Der briefliche Verkehr mit dem Elternhaus hatte in den elf Jahren seit der Flucht nie geruht. In den Bruchstücken, in welchen uns dieser Briefwechsel vorliegt, ist er der Hauptsache nach ein schönes Zeugnis für die Biederkeit und die Gemütsiefe der Beteiligten. Der Vater Schiller pflanzte auf der Solitude seine Bäume und labte sich an dem steigenden Ruhm seines Sohnes, welcher ihm in den ersten Jahren nach seiner Flucht schwere Sorgen gemacht hatte. Die Mutter hatte einen heftigen Krankheitsanfall überstanden, die Freude, ihren Sohn wiedersehen zu dürfen, machte sie gesund. Christophine, die älteste Schwester, welche den Bruder auch in den schwierigsten Lebenslagen am besten verstand, hatte durch eine eigentümliche Verkettung von Umständen den Hofrat Reinwald aus Meiningen kennen gelernt, welchem der Dichter von seiner Bauerbacher Zeit her, da er am Don Karlos arbeitete, viel zu verdanken hatte. Christophine gab nach dem Wunsch ihrer Eltern, aber gegen den Willen ihres Bruders, dem bedeutend älteren Mann ihr Jawort, und die Trauung fand am 22. Juni 1786 in dem Dorf Gerlingen, wohin die Solitude eingepfarrt ist, statt. Die Ehe blieb kinderlos und war anfangs keine glückliche, denn Reinwald, ein achtbarer Gelehrter, welcher sich auch mit altdeutscher Dichtung beschäftigte, war grämlich und engherzig. Mit der Zeit wurde das Verhältnis besser, da Christophine und die Schillerschen Verwandten, welche den eigentümlichen Mann wahrscheinlich eine Zeit lang wirklich unterschätzten, die besseren Seiten seines Wesens verstehen und achten lernten. Am 6. Aug. 1815 verwitwet, lebte Christophine etliche Jahre im heimatlichen Marbach, kehrte dann aber nach Meiningen zurück und starb, nahezu 90jährig, am 31. August 1847.

Die zweite Schwester des Dichters, Luise, wurde als Gattin des aus Stuttgart gebürtigen Geistlichen Frankh eine schwäbische Pfarrfrau, lebte längere Zeit in Cleversulzbach, vom Frühjahr 1805 an in Möckmühl. Im Pfarrhaus zu Cleversulzbach ist Schillers Mutter am 2. April 1802 gestorben, auf dem dortigen Kirchhof ist ihr Grab, welchem Eduard Mörike die bekannten schönen Strophen gewidmet hat Luise Frankh, 23. Jan. 1834 verwitwet, starb am 14. Septbr. 1836 in Möckmühl, wo noch Nachkommen von ihr leben. Die dritte Schwester Nanette gedachte Schiller ausbilden zu lassen. Sie hatte Lust und wohl auch Begabung für die Bühne. Allein am 23. März 1796 wurde sie von einem Nervenfieber dahingerafft.

Als es der Dichter im Jahre 1793 endlich möglich machte, den längstversprochenen Besuch in Schwaben auszuführen, war, Christophine ausgenommen, der ganze engere Familienkreis auf der Solitude beisammen. Schiller kam mit seiner Frau anfangs August 1793 nach Schwaben und wohnte zunächst in der Reichsstadt Heilbronn, weil er die Ungnade des Herzogs fürchtend das württembergische Gebiet nicht betreten wollte. Der Dichter schrieb an den Herzog und erhielt keine Antwort, wohl aber kam ihm zu Ohren, der Herzog habe geäußert, er werde ihn ignorieren. Diese Antwort entspricht dem Verfahren, welches Karl seit

der Flucht des Dichters gegen seinen früheren Zögling beobachtet hatte. Der Herzog war nicht gnädig, er konnte nicht großherzig alles verzeihen und vergessen. Aber von kleinlicher Rachsucht gegen den Dichter oder gegen seine Angehörigen finden wir bei ihm keine Spur. Noch während sich Schiller in Ludwigsburg aufhielt, starb der Herzog am 24. Oktober 1793 in Hohenheim und wurde in der Gruft zu Ludwigsburg beigesetzt. „Da ruht er also, dieser rastlos thätige Mann. Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen und das Andenken an die letzteren muß mit dem Toten begraben werden. Darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachteilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht; er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch.“ In diesem Sinn sprach Schiller zu Hoven an der Gruft des Herzogs, und wir dürfen gewiß diese Worte als das endgiltige Urteil des Dichters über seinen fürstlichen Erzieher betrachten.

Der Vater Schiller eilte seinen Kindern am 10. August 1793 nach Heilbronn entgegen und genoß in vollen Zügen die Freude des Wiedersehens. Der Dichter wurde vom Rat der Reichsstadt freundlich und ehrenvoll aufgenommen. Es gefiel ihm wohl in Heilbronn, wo er anfangs im Gasthaus zur Sonne, dann bei dem Kaufmann Rueff am Sülmerthore wohnte; er verkehrte viel mit dem als Anhänger der Lehre vom tierischen Magnetismus bekannten Arzt Dr. Eberhard Gmelin. Schwester Luise führte die Haushaltung. Doch war Heilbronn von der Solitude zu entfernt, auch vermiedte Schiller einen Garten, und so siedelte er anfangs September nach Ludwigsburg über. Er wohnte dort im Hause des früheren Jugendfreundes, Dr. Wilhelm von Hoven, Ecke der jetzigen Post- und Seestraße. Den Eindruck, welchen Schillers Persönlichkeit machte, schildert Hoven folgendermaßen: „Sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Aussehen vollendeten das Interessante seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens – in welcher Fülle ergoß sich da der Reichtum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich da sein weiches teilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war keine sonst etwas ausgelassene Jovialität! wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz er war ein vollendeter Mann geworden.“

Kaum war Schiller etliche Tage in Ludwigsburg, so wurde ihm am 14. September sein erster Sohn Karl Friedrich Ludwig geboren. Die Taufe fand am 23. September im Hovenschen Haus statt. Taufpaten waren die regierende Herzogin von Weimar, der Freiherr v. Dalberg, die Großmutter von Lengfeld, die beiden Großeltern von der Solitude, der Hauptmann v. Hoven und der Hofmedikus v. Hoven. Die Vaterfreude, die der Dichter an dem Erstgeborenen hatte, äußerte sich in drolligen Erziehungsplanen; im Familienbriefwechsel spielt der kleine Weltbürger, welcher später als Forstmann in Württemberg angestellt wurde (+ als Forstmeister a. D. 1857 in Stuttgart), unter dem Namen „Goldsohn“ eine große Rolle.

Übrigens drückte damals außer den Krankheitsanfällen noch einiges andere: häusliche Sorgen, da das Leben in Ludwigsburg teuer war, und eine vorübergehende Verstimmung zwischen Schiller und Körner, auf das Gemüt des Dichters. Doch frischte er alte frohe Jugendeindrücke auf, auch arbeitete er rüstig am Wallenstein und soll in der Neubertschen Glockengießerei zu Ludwigsburg die erste Anregung zum Lied von der Glocke empfangen haben. Heiterer wurde die Gemütsstimmung Schillers, als er mit Beginn des Jahres 1794 nach Stuttgart übersiedelte, wo er einen frühen und überaus milden Lenz in einem Gartenhause verlebte. Er verkehrte viel mit den aus der Karlsschule hervorgegangenen Künstlern. Dannecker schuf seine erste kleinere Schillerbüste, Luise Simanowiz,

geb. Reichenbach, der Schillerschen Familie längst befreundet, porträtierte den Dichter, wie sie vorher für ihn die Eltern gemalt hatte (s. die Nachbildungen S. 8 f.). In Stuttgart sah er den Kupferstecher Müller mit dem Stich seines Bildes von Graff beschäftigt; über das vollendete Werk (s. die Nachbildung vor dem Titel) schrieb er gleich nach seiner Heimkehr: „Die Arbeit ist vortrefflich ausgefallen, der Stich voll Kraft und doch dabei voll Anmut und Flüssigkeit. Auch finden es alle, die es bei mir sahen, ähnlich und getreu.“ Auch ein schönes Bronzemedailleon, Schillers Kopf im Profil nach rechts, wurde damals von dem Stuttgarter Hofbildhauer Frank modelliert. In Stuttgart wurde Schiller mit Matthisson und dessen Gedichten bekannt, welche er sehr günstig beurteilte. Seine Freude über die vom Herzog in Hohenheim geschaffenen Gartenanlagen sprach er im Cottaschen Gartenkalender aus.

Einen bleibenden Gewinn nahm Schiller aus der schwäbischen Heimat mit, indem sich zwischen ihm und seinem damals in Tübingen wohnenden Verleger Johann Friedrich Cotta (geb. 27. April 1764 zu Stuttgart, gest. 29. Dezember 1832) dauernde persönliche Beziehungen anknüpften. Cotta war ein Mann von außerordentlichem Unternehmungsgeist, ein Buchhändler in großem Stil. Zwar die Leitung der „Allgemeinen Zeitung,“ welche Cotta damals plante und deren Grundgedanken zwischen ihm und Schiller bei Gelegenheit eines Spazierganges auf den Kahlenstein, jetzigen Rosenstein in großem Stil. Zwar besprochen wurden, übernahm der Dichter nicht; dagegen gab Cotta von 1795 an die von Schiller geleiteten „Horen“ heraus. Das Verhältnis zwischen Cotta und Schiller wurde weit mehr als eine Geschäftsverbindung. Das Märchen, daß sich der Verleger bereichert habe, um den Dichter darben zu lassen, kann seit dem Erscheinen des Schiller-Cottaschen Briefwechsels als abgethan betrachtet werden.

Im Mai 1794 kehrte Schiller, nachdem er noch – nicht ohne Wehmut – die Auflösung der hohen Karlsschule in Schwaben mit erlebt hatte, nach Thüringen zurück. Er sollte in den elf Jahren, die ihm noch zu leben vergönnt waren (+ 9. Mai 1805), die Heimat, welche ihn 1795 als Professor der Geschichte für die Tübinger Hochschule gewinnen wollte, nicht wiedersehen. Die jüngste Schwester starb, dann der Vater, während das Schwabenland, und die Solitude nicht am wenigsten, von kriegerischen Unruhen heimgesucht war. 1802 schied die Mutter. Schiller blieb mit den Seinigen in regem Briefwechsel, ihre Sorgen erleichterte er, soweit es in seinen Kräften stand, mit zarter Aufmerksamkeit. Daß im Jahre 1802 der Herzog Friedrich „ganz keinen Grund“ fand, den Steuer-Abzug an seinem nicht volle 900 Gulden betragenden mütterlichen Erbteil ihm nachzulassen, wird er sich nicht allzusehr zu Herzen genommen haben.

Im übrigen wurde die Verbindung mit der Heimat auch durch die Schwaben aufrecht erhalten, welche einen kürzeren oder längeren Aufenthalt in Jena nahmen. Wir nennen, um nicht zu weitläufig zu werden, nur den von der Theologie zur Jurisprudenz übergegangenen Karl Heinrich Gros, den Theologen Paulus mit seiner Frau, die Philosophen Schelling und Hegel, den Dichter Hölderlin, der unter den Jüngeren seinem Vorbilde am meisten ebenbürtig war, und welchen Schiller seinen „liebsten Schwaben“ nannte. Außerdem kam noch, durch Cotta empfohlen, der urwüchsige Oberschwabe Johann Baptist Lacher von Wurzach für kurze Zeit nach Jena. Der Jüngling trug sich mit großartigen Gedanken und schlug sich nicht nur durch die Stürme der Revolution, sondern auch durch die Freiheitskriege mit Ehren durch. Die gärenden und brausenden Gedanken Lachers mögen den Dichter an seine eigene Sturm- und Drangperiode erinnern haben.

Wie die Heimat den frühverstorbenen Dichter zu ehren wußte, zeigte sich 1825 das vom Stuttgarter Liederkranz alljährlich gehaltene Schillerfest, noch mehr die Beteiligung Schwabens an der durch alle Lande hin großartig begangenen Schillerfeier von 1859. Dem Geburtshaus des Dichters wird namentlich seit 1859 die Aufmerksamkeit gewidmet, die es verdient. An der „Schillerstiftung“ nimmt Schwaben durch den Stuttgarter Zweigverein teil. Würdige Denkmäler zieren die schwäbischen Schillerstädte. Am 8.

Mai 1839 wurde das Thorwaldsensche Schillermonument in Stuttgart enthüllt. Seit dem 9. Mai 1876 besitzt die Geburtsstadt des Dichters ein ehernes Denkmal, um welches sie mit langem Mühen gerungen hat; es ist von Ernst Rau aus Biberach modelliert, von Pelargus in Stuttgart gegossen. Neuerdings schenkte der Stadt Ludwigsburg der greise Bildhauer Hofer ein von ihm mit jugendlicher Begeisterung geschaffenes Marmorstandbild des Dichters.

Wir schließen mit den schönen Versen, in denen Karl Hecker (Schwäbisches Dichterbuch S. 74) das Marbacher Denkmal feiert:

Dein Bild in Erz gegossen
Blick von der Höhe Rand,
Vom Abendrot umflossen,
Hinaus ins offne Land;

Ins Land, das deine Wiege
Mit Lorbeern jüngst umflocht,
Wo seine ersten Siege
Dein Genius erfocht.

Zum West, der purpurn glühet,
Hin wendest du den Blick,
Und tausend Funken sprühet
Dein Erzgewand zurück,

Als sehnte sich nach Westen
Das gleißende Metall,
Wo es einst Tod den Besten
Gesandt von Turm und Wall,

Bis Deutschlands Volk den heißen,
Den Feuermund ihm schloß
Und aus Kanoneneisen
Das Dichterdenkmal goß.

Württembergische Chronik des Jahres 1884, Januar bis November.

Januar. S. Maj. der König verweilt seit Mitte November 1883 und noch bis Mitte Mai zur Herstellung Seiner angegriffenen Gesundheit in San Remo bei Nizza.

4. Berlin. + Franz Phil. Friedr. v. Kübel, Vizepräs. des K. württ. Oberlandesgerichts, Mitgl. d. Kommission f. d. Aufstellung des Entwurfs e. deutschen bürgerl. Gesetzbuchs.

21. Stuttgart. + Dr. Gustav v. Zeller, Präsident der K. Katasterkommission.

27. San Remo. + Prinz August zu Hohenlohe-Öhringen, zweiter Sohn des Fürsten Hugo, Herzogs von Ujest.

28. Heilbronn. + Karl Wüst, Oberbürgermeister, Landtagsabgeordneter.

Februar 14. Stuttgart. + Dr. Friedr. v. Kornbeck, Obermedizinalrat, K. Leibarzt a. D.

15. + Dr. Friedrich Notter, Schriftsteller, ehem. Landtags- u. Reichstagsabgeordneter.

März 12. In Heilbronn Stadt wird zum Landtagsabgeordneten Fabrikant Adolf Feyerabend mit 1501 Stimmen gewählt gegen den Kandidaten der Arbeiterpartei Th. Lutz (721 Stimmen).

13. Stuttgart. + Graf Hugo von Leutrum. Geheimerat a. D.

20. Cannstatt. + Dr. Georg v. Cleß, Obermedizinalrat a. D.

26. Als Landtagsabgeordneter für das OA. Waiblingen wird mittelst Stichwahl der Ökonom Karl Weishaar von Strümpfelbach gewählt.

April 11. Stuttgart. + Dr. Hugo v. Schoder, Prof. am Polytechnikum, Vorstand der meteorologischen Centralstation.

22. Der Landtag tritt wieder zusammen.

28. Neu-Ulm. + Dr. Eduard Eyth, Ephorus a. D., Dichter, Übersetzer.

Mai 13. Die 350jährige Gedächtnisfeier der Schlacht bei Lauffen wird in dieser Stadt festlich begangen.

25. Tuttlingen. + Fr. Wilh. Dinkelacker, Oberlehrer a. D., ehem. Landtagsabg.

Juni 9. Cannstatt. + Karl Dieterich, Pfarrer a. D., Volksschriftsteller.

15. S. Maj. der König begibt Sich zum Sommeraufenthalt nach Friedrichshafen, wohin Ihre Maj. die Königin am 1. Juli folgt.

20. Pfullingen. + Adolf Laiblin, Papierfabr.

Juli 8. Wiesbaden. + Dr. Isaak Aug. Dorner (aus Neuhausen, OA. Tuttlingen), Prof. d. Theol., O.-Konsistorialrat in Berlin.

10. In Stuttgart wird an Stelle des zurückgetretenen Oberbürgermeisters Dr. v. Hack zum Landtagsabgeordneten durch Stichwahl der Kandidat der Volkspartei Rechtsanwalt Herm. Tafel mit 4100 Stimmen gewählt, während auf Dr. Oskar von Wächter 3253 Stimmen fallen.

15. Nürnberg. + Ferd. Decker (v. Cannstatt), Maschinenfabrikant.

Juli 19. Wien. + Dr. Ferd. V. Hochstetter (aus Eßlingen), Professor, Intendant des k. k. naturhist. Hofmuseums.

August 23. Die erste für Personenbeförderung bestimmte Zahnradbahn in Württemberg, von Stuttgart nach Degerloch, wird dem Verkehr übergeben.

24 ff. Die Jahresversammlung des Verbands deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine findet in Stuttgart statt.

September 1. Stuttgart. + Dr. med. Otto Köstlin, Prof. a. D., Arzt und Naturforscher.

13. + Friedr. v. Böhm, Präsident der Generaldirektion der Staatseisenbahnen.

15. Cannstatt. + Friedr. v. Dillenius, Geheimerat, Generaldirektor der Verkehrsanstalten a. D., vorm. Landtagsabg.

21. S. Maj. der Kaiser von Österreich, welcher zur Eröffnung der Arlbergbahn in Bregenz weilt, kommt zum Besuch Ihrer Kön. Majestäten nach Schloß Friedrichshafen.

27 ff. Das landwirtschaftliche Hauptfest in Cannstatt wird in Anwesenheit Ihrer Königlichen Majestäten gefeiert und gestaltet sich, durch die Witterung außerordentlich begünstigt, unter dem Rückblick auf eine gesegnete Ernte und dem Ausblick auf einen guten Herbst, zu einem der belebtesten in der langen Reihe der Volksfeste.

30 ff. Der dritte deutsche evangelische Schulkongreß tagt in Stuttgart.

Oktober 7. Zum Landtagsabgeordneten für Reutlingen Stadt wird an Stelle des zurückgetretenen Oberbürgermeisters Benz Rechtsanwalt Baur gewählt.

21. Stuttgart. + Ed. Teichmann, Stadtdekan.

25. In Stuttgart vor dem Museum der bildenden Künste wird ein von Hofer gefertigtes und gestiftetes Reiterstandbild König Wilhelms feierlich enthüllt.

28. Bei den Reichstagswahlen (3 Stichwahlen eingerechnet) werden 253 408 Stimmen = 65% aller Berechtigten (6% mehr als 1881) abgegeben, davon für Kandidaten der Mittelpartei 119 671 = 47,6% der abgegebenen Stimmen (8,2% mehr als 1881), für solche der demokratischen Partei 77 786 = 30,6% (1,1% weniger als 1881), für Centrumskandidaten 49 866 = 19,7% (bei den ersten Wahlen 54 156 = 22,5%, 3,5 weniger als 1881). Durch die Wahlen kommen in den Reichstag: 8 Angehörige der Mittelpartei (1881 sechs), 5 Demokraten (1881 sieben), 4 Mitglieder des Centrums (1881 ebensoviele).

November 18. Ihre Majestäten der König und die Königin begeben sich zum Winteraufenthalt nach Nizza.

19. Nürnberg. + Ad. Gnauth (aus Stuttgart), Direktor der Kunstgewerbeschule.

22. Tübingen. + Dr. Vierordt, Prof. d. Physiologie.

Was wollen die Neujahrsblätter?

Wie Württemberg geworden was es ist, und was von der Vergangenheit das Volk mit gutem Grund in ehrendem Gedächtnis bewahrt, das sollte vor allem unsere heranwachsende Jugend wissen; bei ihr und mit ihr im schwäbischen Hause Sinn und Liebe für die vaterländische Geschichte zu wecken und zu nähren, ist der Zweck der „Württembergischen Neujahrsblätter“. Der Name ist schweizerischem Vorbild entnommen; dort erscheinen in manchen Kantonen auf jedes Neujahr Schriften über heimatliche Geschichte, welche, von Jung und Alt begierig erwartet und gelesen, eine für die Vaterlandsliebe förderliche Kenntnis der Geschichte verbreiten. In Württemberg ist zwar für die Kunde der vaterländischen Geschichte von langer Zeit her viel geschehen. Als mustergiltig für deutsche Spezialgeschichte ist C. F. Stälin's Württembergische Geschichte anerkannt; die Orts- und Bezirksgeschichte ist in den Oberamtsbeschreibungen, um welche uns die Nachbarn beneiden, so eingehend dargestellt wie nirgends in deutschen Landen. Aber wie wenige benützen diese Schriften, wie selten findet sich auch bei gebildeten Württembergern eine genauere Bekanntschaft mit der Vergangenheit ihres Heimatlandes! Indem die „Neujahrsblätter“ daran arbeiten, die Schätze, welche Württemberg in seiner Geschichte besitzt, verbreiten zu helfen, bitten sie um die Unterstützung aller Vaterlandsfreunde.

Die „Neujahrsblätter“ werden je ein in sich abgeschlossenes Thema aus der württembergischen Geschichte in allgemein verständlicher Fassung behandeln und jährlich im Dezember 3-4 Bogen stark mit einem oder mehreren Bildern zum Preis von je 1 Mark erschienen. Es liegen vor:

Blatt I. (1884): **Eberhard im Bart**. Von Gustav Bossert.
„ II. (1885): **Schiller und Schwaben**. Von Paul Lang.